

Grenzfriedensbund

Anschrift: Hafendamm 15, 2390 Flensburg Geschäftsführerin: Ingrid Schumann Sprechzeit: Montag bis Freitag 9.30-12.00 Uhr Fernsprecher (04 61) 2 67 08 Außerhalb der Geschäftszeit (04 61) 3 52 49

Beitrag: 12 DM für Einzelmitglieder, 25 DM für Verbände, Schulen usw.

Bankkonten: Stadtparkasse Flensburg 2 001 020 (BLZ 215 500 50)

Sparkasse NF Husum 13 862 (BLZ 217 500 00)

Postgiroamt: Hamburg 114 07-206 (BLZ 200 100 20)

WAS DIESES HEFT BRINGT

Seite

Verleihung des Kulturpreises der Stadt Flensburg 1990
an Prof. Lorenz Rerup.....3

Henry Mohrdieck

Wider das Vergessen und Verdrängen.....14

Matthias Schartl

Jes N. Simonsen - Sozialdemokrat und Arbeiter aus Harrislee-
feld.....18

Umschau ab Seite 47

Die Grenzfriedenshefte werden vom Grenzfriedensbund herausgegeben.

Sie erscheinen vierteljährlich.

Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag des Grenzfriedensbundes enthalten.

Einzelheft 6,- DM.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. Redaktion der Grenzfriedenshefte:

Dr. Jörn-Peter Leppien, Hedwig-Marggraff-Str. 21, 2398 Harrislee Artur Thomsen (verantwortlich), Holstengang 4, 2390 Flensburg Redaktionsanschrift: Hafendamm 15, 2390 Flensburg Druck: Harry Jung - 2390 Flensburg

Verleihung des Kulturpreises der Stadt Flensburg 1990 an Prof. Lorenz Rerup

Im Rahmen einer Feierstunde in der Bürgerhalle des Rathauses wurde am 18. Dezember 1990 der Kulturpreis der Stadt Flensburg an Herrn Prof. Lorenz Rerup, Roskilde (Dänemark), verliehen. Die Auszeichnung ehrt einen gebürtigen Flensburger, der sich nach dem 2. Weltkrieg dänisch orientiert und als Historiker eine wissenschaftliche Karriere an verschiedenen dänischen Universitäten gemacht hat. Seine Arbeiten tragen mit wesentlichen Gedanken zur Verständigung beider Völker bei. Die Redaktion nimmt die Preisverleihung daher zum Anlaß, die Laudatio des Flensburger Oberbürgermeisters (mitverfaßt von Herrn Dr. Hans- Friedrich Schütt) und die Dankesrede des Preisträgers im folgenden wiederzugeben.

Oberbürgermeister Olaf Cord Dielewicz:

Lorenz Rerup wurde am 15. April 1928 als Sohn des Kaufmanns Peter W. B. Rerup in Flensburg geboren. Der Name ist jedem älteren Flensburger durch „Bäcker Rerup“ am Nordermarkt geläufig, und es gibt jetzt noch Namensträger dieser Familie in unserer Stadt.

Lorenz Rerup wuchs in Flensburg auf, in einer Zeit, die durch die nationalsozialistische Diktatur und - seit seinem 11. Lebensjahr - durch den Zweiten Weltkrieg geprägt war.

Mit seinen Klassenkameraden wurde er für einige Monate als löjähriger Schüler noch deutscher Soldat. Nach Kriegsende mußte er - wie so viele Altersgenossen - wieder die Schulbank drücken, um das Abitur abzulegen. In diese unmittelbare Nachkriegszeit fiel sein Entschluß, sich dem Dänentum zuzuwenden.

Viele derjenigen, die die Situation der Jahre 1945-1950 miterlebt haben, meinen, daß im Grunde fast jeder Flensburger sich vor die Frage gestellt sah, ob er die Nationalität wechseln sollte oder aber zumindest, wie er sich zu dem Nationalitätswechsel stellen sollte.

Bestimmend für Lorenz Rerup sind, wie er selbst berichtet, persönliche Begegnungen gewesen, die ihn beeinflußt haben, aber wohl auch die - nur zu verständliche - Skepsis, ob es jemals in Deutschland möglich sein würde, zu Toleranz und zu einer liberalen Staatsform zu finden.

Er verließ das Flensburger Gymnasium und ging an die Volkshochschule Rødding, wo Hans Lund, ein engagierter Erwachsenen-Pädagoge, von besonderer Bedeutung für ihn wurde.

Nachdem er 1950 in Odense das Abitur gemacht hatte, nahm er das Studium in Kopenhagen auf, wo er Schüler des bedeutenden Neuhisto-

rikers Professor Bagge wurde.

Von besonderer Tragweite wurde für Lorenz Rerup, daß er als Student in Kopenhagen Untermieter in der Villa Lis Jacobsens wurde, einer Persönlichkeit, von der man sagt, man vergesse sie nie wieder, wenn man ihr einmal begegnet sei, einer vielseitigen Wissenschaftlerin und Tochter von Marcus Rubin. Durch sie gewann Lorenz Rerup Zugang zum Kopenhagener Geistesleben und zur dänischen Geistesgeschichte, speziell durch seine Beschäftigung mit Marcus Rubin selbst, zu den sozialreformerischen Ansätzen des Kopenhagener Bürgertums am Ende des 19. Jahrhunderts.

Das Grenzland ließ Lorenz Rerup trotz der räumlichen Entfernung aus ihm auch während seiner Studentenzeit nicht los. Er wurde Sekretär des „Sydslesvig Kultursamfund“ und Mitredakteur der Zeitschrift „Front og Bro“.

(Einer der Weggefährten aus dieser Zeit blieb in Flensburg, wandte sich der Politik zu und ist heute u.a. der Fraktionsvorsitzende des SSW in der Flensburger Ratsversammlung).

Der Kreis der südschleswigschen Studenten, der hinter der Zeitschrift „Front og Bro“ stand, arbeitete für eine dänische Identität in Südschleswig (daher: „Front“). Er lehnte es aber ab, gegen Deutsches im Grenzland zu arbeiten, sondern suchte das Gespräch (deshalb: „Bro“). Sein Gegenstück war der „Deutsche Arbeitskreis für den Norden“ an der Universität Kiel, der die gleiche Linie verfolgte. Beide Kreise zogen sich die Gegnerschaft der älteren Generation zu, die einen nationalistischen Grenzkampf aufzuziehen versuchte. Das Vertrauen und die Bindungen, die damals zwischen den beiden studentischen Kreisen in Kopenhagen und Kiel entstanden, haben bis zur Gegenwart gehalten. 1952 wurden in „Front og Bro“ Stellungnahmen der damaligen Wortführer beider Gruppierungen, Erich Hoffmann und Lorenz Rerup, veröffentlicht. Erich Hoffmann schrieb u.a.:

„Hier begegneten sich zwei Gruppen junger Menschen, die sich bemühten, in aller Sachlichkeit und Ehrlichkeit die beiderseitigen Argumente vorzubringen. Die Begegnungen waren nicht umsonst. Es ist in unserer heutigen Zeit schon viel gewonnen, wenn ein Meinungs- austausch und Streitgespräch über die schleswigsche Frage in Ehrlichkeit, Offenheit und ohne skandallüsterne persönliche Spitzen geführt werden kann. Es mag sein, daß neue Begegnungen weiter dazu beitragen werden, daß die Auseinandersetzung zwischen Deutsch und Dänisch im ganzen schleswigschen Land offen und ehrlich geführt und die Atmosphäre von bloßer gehässiger Polemik entgiftet wird.“

Und Lorenz Rerup meinte u.a. (übersetzt aus dem Dänischen):

„Eine derartige Aussprache, die dazu gelangt, daß man dem Gegner wirklich zuhört, ohne ihn als ungerecht, verlogen oder böse zu bezeichnen, führt durchaus auch zu Ergebnissen:

Man versteht, daß man unlösbar mit seinem Widerpart verbunden ist, daß es in unserer Heimat zwei Nationen gibt, um die man nicht herumkann, und deren

Gegensätze dazu dienen können, einander anzuregen und zu bereichern, solange es eben nicht das Ziel beider Seiten ist, einander auszuschließen.“

1961 wurde Lorenz Rerup dänischer Staatsangehöriger, und seit 1963 war er, inzwischen magister artium geworden, erster Leiter der neuerrichteten Studiefeldung an der dänischen Zentralbibliothek in Flensburg. Der Aufbau dieser Tätigkeit hat ihm Gelegenheit gegeben, die dänische Komponente als kulturelles Angebot in Flensburg zu stärken, ohne es zur Konfrontation kommen zu lassen. Er war sich dankbar dessen bewußt, daß der Wind dem Dänentum seit 1945 sozusagen in den Rücken blies - im Gegensatz zu den Jahrhunderten vorher. Er selbst hat das drastisch so ausgedrückt:

„Endnu da jeg var dreng, blev vi opdraget til at se ned på danskerne. Nu ligger tyskerne naermest på naven for alt, hvad der kommer nordfra.“

(„Als ich noch ein Junge war, wurden wir dazu erzogen, auf die Dänen herabzusehen. Nun liegen die Deutschen fast auf dem Bauch vor allem, was aus dem Norden kommt.“)

Im Jahre 1966 verließ Lorenz Rerup Flensburg wieder und wurde „Ammanuensis“ (=wiss. Rat) an dem historischen Seminar der Universität Aarhus. Als „Abschiedsgeschenk“ gab er die Biographie A. D. Jörgensens heraus, zuerst in dänischer, 1967 dann in deutscher Sprache.

Es ist nicht verwunderlich, daß ihn A. D. Jörgensen anzog, denn die Parallelen sind nicht zu verkennen: Jörgensen war Gravensteiner, er war Schüler des Alten Gymnasiums in Flensburg. Sicher war in seinem Elternhaus eine starke dänische Komponente vorhanden. Aber sowohl sein Vater wie auch er selbst waren durch die Ideenwelt der deutschen Literatur geprägt. Deutsch war bis 1848 die Muttersprache im Elternhaus.

Nach 1864 wandte sich Jörgensen dem Dänentum zu, ging nach Kopenhagen und wurde zu einer Schlüsselfigur der dänischen Historikerkunft.

Jørgensen wurde der Begründer des modernen dänischen Archivwesens und durch seine volkstümliche dänische Geschichte „Fyrretyve Fortasllinger af Fædrelandets Historie“ (1882) der meistgelesene Historiker Dänemarks.

Mit seinem Buch „Grænsen. Fra Grænsekamp til Sameksistens“, das 1969 herauskam und das auf beiden Seiten der Grenze große Beachtung fand, gab Lorenz Rerup nicht nur eine Analyse der seit den Bonn-Kopenhagener Vereinbarungen entspannten Atmosphäre im Grenzland. Er konnte vielmehr mit diesem Buch befriedigt konstatieren, daß das, wofür er sich eingesetzt hatte, nun Wirklichkeit wurde. Er konnte das vor allem in der Gewißheit tun, daß er zur Befriedung des Grenzlandes seinen Teil beigetragen hatte.

Sein Fazit lautete damals (also 1969):

„Die Bonn-(Kopenhagener) Erklärungen, wiewohl in außenpolitischen Verhältnissen begründet, die ihren Ursprung in der gemeinsamen westlichen Verteidigung haben, haben die Entspannung ermöglicht. Gefördert wurde die Entspannung dadurch, daß die Verhältnisse südlich der Grenze sich stabilisiert haben und daß die dänische Minderheit nicht mehr als eine mögliche Bedrohung der deutschen Nordgrenze gelten kann. Die Zeit hat manche Wunden, die die Kriegs- und Nachkriegszeit schlug, vernarben lassen. Aber es ist wichtig festzuhalten, daß der Grenzkampf sich lediglich geändert hat. Er setzt sich mit verstärkter Intensität als kultureller Wettstreit fort, als ein immer wieder erneuertes Angebot an die Bevölkerung des Grenzlandes. So muß es sein, wenn zwei Kulturen in einer gemeinsamen Region aufeinanderstoßen.“

1972 wurde Lorenz Rerup als Professor für Geschichte an die neu gegründete Universität Roskilde berufen. Der Lehrbetrieb in diesem neuen Tätigkeitsbereich stellte neue und größere Anforderungen, bei denen die Geschichte des Grenzlandes nicht mehr Mittelpunkt sein konnte und durfte, hingegen die dänische neuere Geschichte in ihren verschiedenen Aspekten und in ihrer europäischen Verflechtung zum Schwerpunkt wurde. Jedoch konnte Lorenz Rerup 1982 und 1984 zwei Vorhaben abschließen, die in gewisser Weise als Schlüsselsteine seines dem Grenzland gewidmeten Bestrebens gelten können.

1982 nahmen Lorenz Rerup und Erich Hoffmann - der inzwischen Professor in Kiel geworden war - in Zusammenarbeit mit dem Schulbuchinstitut in Braunschweig die Arbeit an den „Empfehlungen zur Behandlung der deutschen bzw. dänischen Geschichte im Geschichtsunterricht“ wieder auf, die 1952 in einem ersten Teil von den Professoren

Fink und Scharff bis zum Jahre 1920 geführt worden war. Sie konnten sich dabei auf eine Kooperation schleswig-holsteinischer und dänischer Historiker stützen, die vom Flensburger Arbeitskreis in Zusammenarbeit mit der Akademie Sankelmark zur Herausgabe deutsch-dänischer Quellenhefte eingeleitet worden war.

1984 konnte, nach einer sehr zügig verlaufenen Kooperation, das fertige Heft erscheinen, dessen Zweck von Lorenz Rerup folgendermaßen umrissen wurde: „Wir hoffen, daß sie“ (gemeint sind die Schulbuchempfehlungen) „dazu beitragen können, offenbare Fehler in den Lehrbüchern und besonders auch einseitig nationalistische Schilderungen und andere Fehlbewertungen zu vermeiden.“

Die dänischen und deutschen Teilnehmer an der Konferenz kannten und schätzten sich seit langer Zeit. So entstand eine Atmosphäre, die von dem Braunschweiger Institut, besonders im Vergleich mit anderen gleichartigen Projekten, als etwas Besonderes bezeichnet wurde. Lorenz Rerup kennzeichnet diese - wohl nur im deutsch-dänischen Grenzland möglich gewesene - Atmosphäre mit dem Satz: „Wir haben uns herrlich gestritten und gute, offene und ergiebige Gespräche geführt.“

Könnte dieser Satz nicht auch ein Appell an Politiker sein?!

1982 konnte Lorenz Rerup das Fazit seiner Beschäftigung mit der Geschichte des Grenzlandes ziehen. Er veröffentlichte 1982 in Politikens „Danmarks Historie“ den Band „Slesvig og Holsten efter 1830“. Dieser Band ist - wie auch der erste Band von H. V. Gregersen, der die Zeit bis 1830 behandelt - inzwischen für jeden Landesgeschichtler unentbehrlich geworden. Ein schleswig-holsteinisches Gegenstück zu diesen beiden Bänden gibt es (noch) nicht. Sicher gibt es hier und da Passagen, die ein schleswig-holsteinischer Historiker anders akzentuieren würde. Aber das wirkt nur anregend und schränkt den großen Wert, den diese beiden Bände haben, in keiner Weise ein, sondern erhöht ihn eher.

Es ist südlich der Grenze gar nicht so recht bemerkt worden, was die Erarbeitung und Herausgabe der beiden Bände im Grunde bedeutet. Es gab ja einmal ein dänisches nationalistisches Dogma, nach dem Dänemark an der Eider endet. Und es gab ein schleswig-holsteinisches Dogma, nach dem Schleswig und Holstein immer eins waren. Ein dänisches Geschichtswerk, das Schleswig und Holstein in ihrem inneren Zusammenhang, und natürlich auch in ihrer Verbindung zu Dänemark behandelt, ist für die dänische Historiographie neu. Bisher endeten alle Darstellungen an der Eider. Es ist kennzeichnend,

daß es der dänische Nordschleswiger H. V. Gregersen und der dänisch gewordene Südschleswiger Lorenz Rerup waren, die diesen Schritt taten. Es war ein Glücksfall für die Landesgeschichte, daß beide so gute Historiker sind.

Und die Stadt Flensburg als Grenzstadt kann mit besonderer Genugtuung darauf verweisen, daß beide Verfasser Kulturpreisträger ihrer Stadt sind.

1989, also im vergangenen Jahr, erschien als Band 6 in der anspruchsvollen Danmarks Historie von Gyldendal die Darstellung der dänischen Geschichte der Jahre 1864 - 1914 aus der Feder Lorenz Rerups.

Er hat damit einen Zeitraum dargestellt, der ihn schon in seiner Studienzeit besonders interessiert hat, einen Zeitraum, in dem die Grundlagen für die innere Kraft gelegt wurden, die Dänemark im 20. Jahrhundert entfalten sollte, und zwar aus der verheerenden Niederlage von 1864 heraus. Lorenz Rerup kennt das Deutsche ebenso gut wie das Dänische. Er weiß um die dauernde, in wechselnder Form (kulturell, wirtschaftlich, politisch) auftretende Gefährdung, der Dänemark durch den großen Nachbarn im Süden ausgesetzt ist, um die Notwendigkeit der Distanzierung und den Zwang zur Selbstbehauptung. Aber ihm ist bewußt, daß die Verbindung mit Deutschland ebenso große Chancen beinhaltet. Sehr deutlich wird das aus einem Vortrag, den er 1987 vordem hansischen Geschichtsverein gehalten hat und der die Beziehungen zwischen dem dänischen Gesamtstaat und den Hansestädten von 1815 bis 1864 zum Gegenstand hatte. Darin schildert er, wie Hamburg in dieser Zeit seinen wirtschaftlichen Einfluß in Holstein, Schleswig und Jütland verstärkte und den Kopenhagener Einfluß verdrängte und, das muß man als Flensburger hinzusetzen, ja auch Flensburgs Bedeutung als Handels- und Schiffsstadt entscheidend schwächte - ein Thema mit höchst aktuellen Parallelen.

Aber Lorenz Rerup ist der Meinung, daß es in der Hand der Dänen selbst liegt, den richtigen Kurs zu steuern. Antideutsche Komplexe sind ihm fremd, jedoch weiß er um die Unberechenbarkeit des deutschen Nachbarn, um seine Neigung, von einem Extrem in das andere zu fallen. Er hat das folgendermaßen ausgedrückt (übersetzt aus dem Dänischen):

„Man braucht vor Deutschen keine Angst zu haben, denn mit den einzelnen Deutschen kann man gut zurechtkommen. Man muß aber eine Voraussetzung in Betracht ziehen: Dänemark besitzt eine gewaltige innere Stärke, da seine Traditionen intakt sind. Denn die Dänen stehen

alles in allem genommen in einer kontinuierlichen historischen Entwicklung ohne scharfe Brüche. Die Deutschen haben dagegen den Imperialismus unter Kaiser Wilhelm, eine konsequente Demokratie unter der Weimarer Verfassung und eine darauf folgende Reaktion erlebt, die ihre Abgründe im Nationalsozialismus fand, danach den völligen Zusammenbruch, die alliierte Reeducation und die Wiedergewinnung einer parlamentarischen Demokratie in der europäischen Zusammenarbeit.“

Lorenz Rerup hat inzwischen ein Aller erreicht, in dem es ihm und uns gestattet ist, auf sein Werk zurückzublicken. Er wird sicher zustimmen, wenn man feststellt, daß auch sein Wollen, seine Ziele aus der Zeit erwachsen und zu verstehen sind. Eines aber ist zeitunabhängig, und wir haben in unserer Gegenwart, in der die politisch-ideologischen Fronten völlig anders verlaufen, das Beispiel Lorenz Rerups und seiner Freunde und Mitstreiter nördlich und südlich der Grenze bitter nötig:

Es ist zwar unerlässlich, einen eigenen Standpunkt zu haben. Das entbindet indes nicht von der Aufgabe, die eigene Meinung ohne Fanatismus und Gehässigkeit und mit der Bereitschaft zu hören und zu lernen, zu vertreten, wenn nicht künftig wieder einmal ein Bruch in unserer Geschichte erlitten werden soll.

Professor Lorenz Rerup:

Dank an meine Heimatstadt Flensburg

Wie alle Dänen bin auch ich der materiellen Seite des Lebens sehr zugeneigt. Dennoch bitte ich Sie mir zu glauben: Meine erste Reaktion, als ich von der Verleihung des Kulturpreises erfuhr, galt nicht dem schönen Scheck, der den Preis begleitet, sondern ich war tief gerührt darüber, daß meine alte Heimatstadt sich meiner erinnerte. Gewiß habe ich ein gutes Drittel meines Lebens in Flensburg verbracht - meine Kindheit und Jugend bis 1948 und dann wieder Jahre Anfang der 60er - aber das ist ja schon lange her, und viel Wasser ist seitdem in die Förde geflossen. Die Wiesen und Gärten meiner Kindheit sind bebaut oder von Straßen überdeckt, und wenn ich auch vieles von diesen Jahren in guter Erinnerung habe oder in den Schriften der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte nachlesen kann, so ist es Vergangenheit, eine Art von Geschichte. Immerhin sagt Henrik Ibsen sehr zu Recht: „Ewig besitzt man nur, was man verloren hat.“

Erst später kam eine zweite Reaktion. Als ich an meine Flensburger Jahre zurückdachte, wurde mir klar, wie groß der Unterschied ist zwi-

schen dem, was in der Behördensprache trocken „Geburtsort“ genannt wird und einer „Heimatstadt“ (oder wie es im Dänischen weniger nostalgisch, aber etwas intimer ausgedrückt werden kann, min hjemby, meine Heimatstadt). In den formativen Jahren der Jugend eine Heimatstadt gehabt zu haben, ist ein großes Privileg. Ich denke nicht so sehr an die Lage der Stadt, nicht so sehr an die Umgebung, sondern mehr daran, daß man dazugehört, Menschen und Häuser kennt, die schon der Vater und Großvater gekannt hat; daß man in eine Schule kommt, wo die Lehrer und die älteren Schüler sagen: „Sieh mal an, noch so ein Rerup.“ Ich denke an die Büchereien und Museen, die eine solche Stadt besitzt, an all diesen guten Nährboden für ein junges, empfängliches Gemüt. Flensburg war für mich eine reiche, eine überreiche Stadt, und noch lange, nachdem ich in anderen Städten Fuß gefaßt hatte, war es mir eine tiefe Genugtuung, ein Flensburger zu sein. Natürlich können Sie sich ausrechnen, daß diese Zeit im Dritten Reich gar nicht gut war. Aber was versteht schon ein Kind, ein Junge davon; der Mensch hat nur eine Kindheit, eine Jugend, ein Leben. Und wenn wir auch im Alten Gymnasium - wo die jungen Lehrer bei Kriegsausbruch eingezogen wurden und die schon pensionierten Lehrer, die noch unter Kaiser Wilhelm studiert hatten, den Unterricht übernahmen - wenn wir auch im Alten Gymnasium im Mathematikunterricht Geschosßbahnen und Peilungsaufgaben berechneten, wir lernten viel, trotz der vielen Luftalarme, die uns morgens ein oder zwei Freistunden gaben; die alten Pauker gaben uns auch eine lebendige Verbindung zu Generationen, die uns unter normalen Umständen nur ein Studium erschlossen hätte. Es war eine gute Schule. Und welcher Geographielehrer war nicht der Krieg mit seinen grausamen Feldzügen und Schlachten!

Die Nachkriegsjahre waren Notjahre; wir froren, wir hungerten. Die Stadt war mit Flüchtlingen überfüllt, als Masse ein unlösbares soziales Problem, als einzelne Menschen neue Eindrücke, die aufs tiefste ergriffen. Der Wohnraum wurde äußerst knapp rationiert, aber andererseits: Damals war ich 17 Jahre; der Alptraum des Dritten Reiches war vorbei, der Krieg war beendet. Es war ein Ende im Chaos, aber auch ein wenig so, als wenn ein äußerst strenger Winter vergangen war und das Frühjahr bevorstand. Genau das ist meine Erinnerung an diese Jahre: lichtüberflutete Jahre der unbegrenzten Möglichkeiten.

Zu diesen Möglichkeiten gehörte auch die starke dänisch orientierte Heimatbewegung in dieser Zeit. Zusammen mit einem Freund sammelten wir schon im Juni 45 Unterschriften für die bekannte Petition an

Montgomery; mein Weg nach Dänemark war aber etwas verwickelter und dauerte länger. Dem einen Nationalismus entronnen, fühlte ich durchaus kein Bedürfnis, mich einem anderen Nationalismus in die Arme zu werfen. Kontakt mit Dänemark hatte ich. Meine Mutter stammt aus einer heimdeutschen Familie aus der Gegend von Haderslev, es gab auch dänische Verwandte; meine Eltern hatten dänische Freunde, ich war schon als Kind oft im Haus nebenan, im Domizil von Flensborg Avis, wo einer der Schriftsetzer ein Aquarienkennner ersten Ranges war. All das gab mir einen Hintergrund, und wenn ich auch keine dänische Großmutter hatte, so hatte ich doch mehrere Urgroßmütter von dieser Sorte.

Aber entscheidend war der Kontakt mit Lehrern, die mit der dänischen Volkshochschulbewegung verbunden waren. Um 10 Jahre später einen Eindruck von dieser Begegnung vermitteln zu können, griff ich auf einige Zeilen eines esoterischen dänischen Lyrikers zurück, die bestimmt nicht für diese Situation geschrieben waren, die aber ausdrückten, was ich damals erlebte. Sie lauteten:

„Grüne Götter kamen, die Brust voller Vögel, ins Land der geschlossenen Augen“. (Grønne guder er kommet / med brystet fuld af fugle / til de lukkede øjnes land). Auf diesem Umweg wurde ich Neudäne, wie auch andere meines Jahrganges, während wieder andere ihre besonderen Eingänge zum Dänischen hatten. Diese Option gab uns Freuden und auch viel Leid. Es war nicht ganz einfach, einen dänischen Schuldirektor in elendem Dänisch zu fragen, ob man auf eine Volkshochschule kommen kann, weil man sich als Däne fühlt. Ein ganz besonderes Problem war für uns, daß unsere gleichaltrige deutsche Umgebung unsere Option nicht verstehen konnte, und daß der schrille Lärm der national aufgeregten Zeit einen Dialog fast unmöglich machte. Was wir als schier unbeschreiblichen inneren Reichtum erlebten, war für andere einfache Überläuferei, ein Ärgernis.

Unter anderem aus dieser Situation heraus entstanden die damals kontroversen deutsch-dänischen Studentenbegegnungen im Anfang der 50er Jahre und die Zeitschrift Front og Bro, Front und Brücke. Front bedeutet, daß man ohne Konzessionen die eigene Nationalität behauptet und gleichzeitig - die Gleichzeitigkeit ist das Wichtige - den Dialog, die Brücke, will. Nicht, um sich im Niemandsland in die Arme zu fallen, sondern weil Dänemark Deutschland und Deutschland Dänemark etwas zu sagen hat. Weil das Leben an der Grenze zwischen zwei Nationen ein Reichtum und eine Aufgabe ist, eine Aufgabe, die das Gegeneinander nicht blockieren darf, denn wir müssen im selben

Land, im selben Europa leben, ob wir es wollen oder nicht. Etwas salopp gesagt, wollten wir das Gespräch zwischen Goethe und Grundtvig, nicht den Alltag des Grenzkampfes, der natürlich auch seine Berechtigung hatte, die wir übersahen, genau so wie die Grenzkämpfer des Alltags sich über uns erregten.

Die Befriedung des Grenzkampfes begann mit dem Eintritt der Bundesrepublik in die NATO - als wir Bundesgenossen wurden - und dieses Ereignis hatte nur wenig mit unseren lokalen Problemen zu tun. Und doch: Der neue Rahmen mußte ausgefüllt, mit Leben gefüllt werden, unzählige Fäden mußten geknüpft werden, bevor die Konzeption der Politiker sich realisieren konnte. Viele einzelne, viele Vereine und Institutionen auf deutscher und auf dänischer Seite, kommunale und Landespolitiker haben an dieser Arbeit trotz vieler Rückschläge mitgewirkt, bis sich langsam ein haltbares Muster duldsamer und fruchtbarer Koexistenz durchsetzte, ein neuer Reichtum dieses schönen Landes, den wir alle bewahren und mehren müssen.

Das heutige Verhältnis der Nationalitäten im schleswigschen Grenland möchte ich nicht mit einem „Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht“ charakterisieren. Sie wissen: Bauern und Minderheiten sind immer ein bißchen unzufrieden. Aber nach 150 Jahren nationaler Auseinandersetzung und nach jahrzehntelangem Streit und Ringen um die Rechte und Freiheiten, die den Minderheiten zukommen, haben wir doch ein recht gediegenes Modell für das enge und friedliche Zusammenleben zweier Nationalitäten aufgebaut, das wir bekannt sein können, das sich sehen lassen kann und das durchaus nicht vom Himmel gefallen ist.

Der Kern dieses Modells ist eine sehr einfache, eigentlich selbstverständliche Erkenntnis, die sich nur langsam und mühevoll durchsetzen konnte. Grundtvig drückte sie vor 140 Jahren so aus: „Zu einem Volk gehören alle, die sich selbst dazurechnen, die für die Muttersprache Ohr haben, für das Vaterland brennen, der Rest schließt... sich selbst vom Volke aus“ (Til et folk de alle høre, som sig regne selv dertil, har for modersmålet øre, har for faedrelandet ild. Resten selv ... sig fra folket udelukker). Viele Umstände trugen dazu bei, daß sich eine entsprechende Erkenntnis erst 1928 in der preußischen Schulverordnung durchsetzte, die erklärte: Das Bekenntnis zur Minderheit ist frei und darf von Amts wegen weder bestritten noch nachgeprüft werden. Es vergingen dann wieder 20 Jahre, bevor dieser Grundsatz lokal, d. h. in der Kieler Erklärung verankert und schließlich ein selbstverständlicher Grundsatz unseres Grenzlandes wurde: nicht die Behörden, nicht die

anderen, der einzelne selber entscheidet frei über seine nationale Zugehörigkeit.

Zu dieser Entwicklung haben meine Freunde und ich nur ein kleines bißchen beitragen können durch unsere Gespräche, durch unsere Arbeit, auch durch unsere wissenschaftliche Arbeit. Wir mußten dies tun, es war notwendig für uns wie der Atem für das Leben, und unsere Gespräche, unsere Arbeit müssen fortgesetzt werden. Daß ich dafür auch noch einen Preis erhalten habe, det er rent ud sagt all for galt (All zu viel des Guten). Ich danke meiner Heimatstadt Flensburg herzlich für diese Ehre.

Wider das Vergessen und Verdrängen

Pädagogische Aspekte der Arbeit Jugendlicher an der Dokumentation
„Konzentrationslager Ladelund 1944“*

von HENRY MOHRDIEK

Liebe Schülerinnen und Schüler!

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

„Die sich des Grauens der Vergangenheit nicht erinnern, sind dazu verurteilt, es noch einmal zu erleben!“

Dieses bereits im Jahre 1922 von dem Dichter und Philosophen George Santayana geäußerte Wort könnte sinngemäß Motto und Ziel des Wirkens für die Errichtung und für die Einrichtung dieser Gedenkstätte gewesen sein und - in die Zukunft gerichtet - als fortwirkend mahnendes Beispiel gelten.

Ich freue mich, daß Schülerinnen und Schüler der Auguste-Viktoria-Schule, Flensburg, heute unter der Leitung des Kollegen Dr. Schultz die musikalische Umrahmung dieser Feierstunde so eindrucksvoll mitgestaltet haben. Und ich bin sehr dankbar, Ihnen mit dem Modell des KZ Ladelund einen weiteren Beitrag unserer Schule für diese Gedenk- und Dokumentationsstätte überbringen zu können. Wir sehen in der Tatsache, daß Jugendliche diesen Anteil leisteten, eine tiefe Sinnerfüllung unserer unterrichtlichen und pädagogischen Arbeit. Die Auguste-Viktoria-Schule ist und bleibt mit der hiesigen Bildungsstätte und mit ihrer Zielsetzung eng verbunden. Schüler haben vor Jahren unter Anleitung ihres Geschichtslehrers Dr. Jörn-Peter Leppien eine Dokumentation über das KZ-Lager Ladelund und das Schicksal der Häftlinge erarbeitet und damit die Namen, das Leiden, Krankheit, Erschöpfung, Schikanen - und den Tod von über 300 Menschen aus der Anonymität und aus dem Vergessen herausgeholt und dadurch einen tiefwirkenden Beitrag zur Versöhnung mit unseren Nachbarvölkern geleistet. Diese Schülerarbeit bedeutete Anstoß und Anfang, bedeutete Ermutigung und Hoffnung für das unermüdliche Wirken vieler, einen dauerhaften Ort des bewußten Studiums der vergangenen Wirklichkeit und des würdigen Gedenkens der Opfer zu schaffen. In diesem Gebäude ist nun die überarbeitete Dokumentation wesentlicher Inhalt der Ausstellung geworden. In den vergangenen zwei Jahren haben sich Schülerinnen und Schüler unserer Schule unter Anleitung ihres Kunstlehrers Marcus Holstein unter einem anderen Gesichtspunkt erneut mit dem ehemaligen

**Es handelt sich um den Text einer Ansprache, die Henry Mohrdieckals Leiter der Auguste- Viktoria-Schule, Flensburg, am 17. November 1990 bei der Eröffnung der ständigen Dokumentation „Konzentrationslager Ladelund 1944“ hielt. Mohrdiecks Beitrag ergänzt die im Grenzfriedensheft 4/1990publiziertenVorträge von Johannes Tuche! und Jörn-Peter Leppien.*

Die Redaktion

KZ Ladelund im Unterricht und außerhalb des Unterrichts intensiv beschäftigt und nach vorliegenden authentischen Unterlagen ein maßstabgerechtes Modell des Lagers hergestellt. Auch dieses Modell wird in der Gedenkstätte ein markantes Ausstellungsobjekt sein und in der Dreidimensionalität und in der Farbgebung den tristen Ort unmenschlichen Handelns in der Veranschaulichung bewahren und in der Perspektive mit der Luftaufnahme des Lagers und den Gräbern der Opfer eine deutlich realitätsbezogene Mahnung darstellen.

Schülerinnen und Schüler haben sich viele Monate lang mit der Erarbeitung der Unterlagen und der praktischen Herstellung des Modells befaßt. Gespräche entwickelten sich um das vergangene Geschehen, Erkenntnisse wurden erfahren, Skizzen entworfen, Ratschläge von historisch Fachkundigen eingeholt, Verbesserungen und Veränderungen bis in die letzte Fertigungsphase vorgenommen, um am Ende durch das Modell mithelfen zu können, eine überzeugende Vermittlung der Wahrheit zu gewährleisten und dennoch nicht der Gefahr der Verharmlosung zu erliegen.

Die Schülerinnen und Schüler haben dabei mit ihren Lehrern ein Stück wissenschaftlicher Arbeit, ein Stück historischer Forschung erprobt; sie haben an diesem Objekt fächerübergreifend gearbeitet und gelernt; sie haben aber vor allem durch persönliche Erfahrung und sachlich prüfend in ihr Bewußtsein genommen, wie verhängnisvoll es sein muß, wenn unsere Erinnerungsbereitschaft und unsere Erinnerungsfähigkeit verblassen, wenn der Wille zur Auseinandersetzung mit der Vergangenheit abnimmt oder verdrängt wird und dabei gleichzeitig auch die Sensibilität für Recht, Freiheit, Toleranz und Menschenwürde verlorengeht und die Widerstandsfähigkeit gegenüber neuen Gefährdungen erlahmt.

Meine Damen und Herren, der „Verein der Freunde und Förderer der Auguste- Viktoria-Schule Flensburg“ hat das Geld für die Beschaffung der Materialien zur Herstellung des Lagermodells gegeben. Herr Stadtpräsident Lothar Hay und Herr Oberbürgermeister Dielewicz

haben für die Stadt Flensburg als Trägerin unserer Schule aus ihren Verfügungsfonds spontan einen namhaften Betrag zum Ankauf der Vitrine für das Modell eingesetzt. Eine 6. Klasse hat mit der Aufführung des selbst dialogisierten Stückes „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ Geld eingespielt. Und schließlich haben auf Anregung des Schullehrerbeirats Eltern, Kollegium, Schülerinnen und Schüler in einer gemeinsamen Spendenaktion die Finanzierung endgültig gesichert.

Darin wird deutlich, daß an diesem für das Selbstverständnis der Schule wichtigen sachlichen und pädagogischen Engagement alle Mitglieder der Schulgemeinschaft Auguste-Viktoria-Schule beteiligt sind.

Ich möchte an dieser Stelle auch gern daran erinnern, daß heute vor sechs Jahren im Rahmen einer Feierstunde in der Aula der Friedrich-Paulsen-Schule Niebüll die Dokumentation als Wanderausstellung an die Kirchengemeinde Ladelund übergeben wurde. Schülerinnen und Schüler der Friedrich-Paulsen-Schule Niebüll, des Gymnasiums, zu dessen Einzugsbereich dieser Ort gehört, sind am 08. Mai 1985 in einem Gedenkmarsch vom Bahnhof Achtrup nach Ladelund den Leidensweg der Häftlinge nachgegangen. Dabei mag ihnen bewußt geworden sein, wie über zweitausendmal menschliche Würde mißachtet wurde. An diesem Tage haben die Niebüller Schülerinnen und Schüler die in der Dokumentation der Auguste- Viktoria-Schule zusammengestellten Namen der Opfer dort draußen an den Gräbern verlesen.

Die Kette der Menschenrechtsverletzungen ist niemals abgerissen - in aller Welt nicht, bei uns nicht; sie reicht hinein bis in unsere Zeit. Der Überfall auf Kuwait am 02. August, dessen brutale Folgen für die Menschen und die Möglichkeit eines drohenden Krieges in der Golfregion machen es uns auf erschreckende Weise deutlich. Menschenrechtsverletzungen geschehen in unterschiedlicher Form immer auch in unserer Nähe: unentdeckt, latent verborgen, lärmend und unverhohlen auf der Straße, aber leider auch in den Köpfen von Menschen, die mit uns in den alltäglichen Gemeinschaften leben und arbeiten. Wir brauchen deshalb andauernd das Wissen und das produktiv wirkende Bewußtsein des unverfälschten Bildes vergangener Wirklichkeit, um Gegenwart und Zukunft human und tolerant gestalten zu können. Es bedeutet eine starke Zuversicht, daß junge Menschen, die gerade auch besonders gefährdet sind gegenüber extremistischen Anfechtungen, - daß junge Menschen konkret und beispielhaft daran mitarbeiten. Verdrängen und Vergessen zu verhindern.

In diesem Sinne übergebe ich der Kirchengemeinde Ladelund als

pflegerischer Verwalterin dieser Gedenk- und Dokumentationsstätte und für die Besucher vieler zukünftiger Jahre das von unseren Schülerinnen und Schülern hergestellte Modell des ehemaligen KZ-Lagers Ladelund. Möge es im Rahmen der Dokumentationen in der Gedenkstätte „KZ Ladelund 1944“, im Angesicht der Gräber von über 300 Opfern dazu beitragen, wesentliche historische Erkenntnis zu vermitteln und das vorrangige Ziel aller erzieherischen Arbeit deutlich und lebendig zu erhalten, so daß menschenfeindliches und intolerantes Denken und Handeln verhindert und menschliche Würde weder auf schleichende Weise abhanden kommt noch brutal zugrunde gerichtet wird.

Im Namen der Schulgemeinschaft der Auguste-Viktoria-Schule Flensburg wünsche ich der Ausstellung „Konzentrationslager Ladelund 1944“ viele kritisch interessierte, nachdenkliche und erkenntnisbereite Besucher.

Jes N. Simonsen - Sozialdemokrat und Arbeiter aus Harrisleefeld

*Eine biographische Skizze**

Arbeiter, gleich wo sie lebten und arbeiteten, hatten in der Regel anderes zu tun, als Memoiren zu verfassen. Ihre Sorge galt dem Arbeitsplatz, dem täglichen Brot für sich selbst und die eigene, oftmals vielköpfige Familie. Insofern ist es ein wahrer Glücksfall, daß nun gerade für Schleswig - Holstein, genauer für die Region um Flensburg, eine solches Werk vorliegt, das in Qualität den bekannten und geschätzten Aufzeichnungen Franz Rehbeins nahekommt. In der Mitte seines Lebens setzte sich der Harrisleer Arbeiter, Sozialdemokrat und Gewerkschafter Jes N. Simonsen an seinen Schreibtisch und formulierte aus der Rückschau einen Lebensbericht, der die Jahre seiner Geburt bis zum Beginn der Weimarer Republik umfaßt.

Später scheint Simonsen nicht mehr in der Partei aktiv gewesen zu sein. Sein umfassender Nachlaß, der sich über wenigstens 15 handgeschriebene, heftähnliche Bücher, mit einem jeweiligen Umfang von teilweise bis zu 300 Seiten erstreckt, läßt diesen Schluß zumindest zu. Zahlreiche Gedichte, kleine Geschichten und Anekdoten, eine Auseinandersetzung mit Jesus von Nazareth machen den Hauptbestand aus. Neben den persönlichen Aufzeichnungen aber verfaßte er z. B. auch eine Schrift über eine Tour als sozialdemokratischer Agitator durch Angeln oder eine Auseinandersetzung mit den Theoretikern des Sozialismus, so wie er sie als einfacher Arbeiter und Sozialdemokrat verstanden hatte.

Die biographische Skizze orientiert sich streng an den Aufzeichnungen Simonsens und versucht so eine Akzentverlagerung auf die subjektiven Momente der Geschichte. Die Berücksichtigung des Subjektiven verlangt auch eine Veränderung der Darstellungsform. Der Mensch Simonsen steht im Mittelpunkt, sein Leben wird erzählt und die Frage aufgeworfen, wie er die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen seiner Zeit bewertet und darauf reagiert hat. Simonsen

* Überarbeitete Fassung eines Vortrages vordem Heimatverein der Landschaft Angeln im April 1990. Für die Überlassung der handgeschriebenen Manuskripte danke ich Marianne und Karl Schade, für freundliche Hinweise Klaus Kirchner (Harrisleer).

wird insofern zum Garanten der Richtigkeit der Darstellung. Um möglichen Gefahren zu entgehen, die im alltags- und mentalitätsgeschichtlichen Ansatz immer verborgen schlummern, wird versucht, mittels erläuternder Zusammenfassungen die Mikroebene seiner Lebenswelt mit der Makroebene der sozialen und ökonomischen Realitäten des beginnenden 20. Jahrhunderts, die stets vorhandenen Wechselbeziehungen dieser beiden, ins Blickfeld zu rücken.

1. Jugendjahre

Jes N. Simonsen wurde am 21. Februar 1877 in Musbek, Gemeinde Harrislee bei Flensburg geboren. Sein Vater war Arbeiter und fand sein Auskommen zunächst als Kutscher bei der Ziegelei Thomsen in Flensburg, Apenrader Straße, später im Walzwerk von Dittmann und Jensen und der Ofenfabrik, zuletzt als Putzer bei der Flensburger Schiffsbau-Gesellschaft. Simonsen wuchs auf in einem typischen Arbeiterhaushalt des Kaiserreichs. Den Verdienst des Vaters beschreibt er in seinen Lebenserinnerungen als „nicht schlecht“. Er genügte, um die Familie zu ernähren.

Nach dem plötzlichen Tod der Mutter, die nur 25 Jahre alt wurde, kam die Großmutter ins Haus, um die drei Geschwister zu versorgen. Die Familie verließ Musbek und fand in Harrislee ein neues Zuhause.

Schon mit 10 Jahren jedoch trug Simonsen zum Lebensunterhalt der Familie bei. Er wurde als Kuhjunge zu einem Bauern geschickt und erhielt dafür nicht nur „guten Lohn“, sondern es gab auch reichhaltiges Essen. Vom Geld allerdings hat er nie etwas gesehen, denn dieses wurde sofort im väterlichen Haushalt vereinnahmt. Im Jahr darauf fand er eine neue Stelle und erhielt 1,50 Mark pro Woche. Seinem Vater indes war dies nicht genug, und so mußte sich der Junge ein Jahr später eine neue Hüterstelle suchen, wo er 30 Pfennig mehr bekam, „jedoch ich mußte sie auch verdienen, da wurde meine freie Zeit knapper, auch zum Lesen (Simonsens Lieblingsbeschäftigung) gab es nicht viel Zeit.“

Im Jahr darauf wurde er gegen seinen Willen als dreizehnjähriger Junge für 50 Mark Jahreslohn an einen Bauern in Osterbyfeld vermietet. „Wie ich dorthin kam, war es mir, als wenn ich in eine Strafanstalt kam. Das erste, was mir winkte, war eine ganz miserable Beköstigung und noch obendrein arbeiten wie ein Pferd und auch noch eine lange Arbeitszeit. Morgens um 3 Uhr mußte ich aufstehen, dann mußte ich die Kühe melken. War ich damit fertig, kriegte ich eine kleine braune Schale voll Milch und Grütze und dazu ein Stück Brot mit Talg beschmiert.“

Den übrigen Tag war er voll und ganz mit den Kühen beschäftigt. Bei Wind und Wetter mußte er sich draußen aufhalten, sie hegen und pflegen. Nur der Hilfe von Magd und Knecht konnte er es verdanken, wenn er an regnerischen Tagen manchmal trockenes Zeug zum Wechseln erhielt. Abends galt es dann wieder die Kühe zu melken, zu füttern, den Stall auszumisten. Der Arbeitstag für ihn war so erst nach einer letzten Schale der ungeliebten Grütze gegen Mitternacht beendet, und er fiel übermüdet in Schlaf, nur um frühzeitig wieder das geforderte Tagewerk zu beginnen.

Besonders schlimm war es für ihn jedoch, daß er, ein wißbegieriger und auch begabter Junge, kaum die Schule besuchen konnte. Sein Herr war ein solcher „Geldsack“, wie er ihn bezeichnete, daß er dies stets zu verhindern wußte.

Nachdem er sich wiederholt über die schlechte Kost beklagt hatte, erntete er nichts weiter als eine noch brutalere Behandlung. Die Frau seines Arbeitgebers züchtigte ihn mit dem Holzpantoffel, und auch der Bauer prügelte ihn am Abend desselben Tages auf der Tenne nochmals ordentlich durch. Nur der rasch eingreifende Knecht verhinderte Schlimmeres. Der Junge war am Ende seiner Kräfte. Er wollte jedoch kein Mitleid, traute sich nicht, seinem Vater etwas davon zu erzählen und quälte sich durch.

Kaum wieder zu Hause, erfuhr er, daß der Vater wieder geheiratet hatte. Er reagierte entsetzt und war scheinbar sehr froh, daß er sich im Sommer des nächsten Jahres in Timmersiek wiederum als Hütejunge verdingen konnte und somit der Stiefmutter entrann.

Auch nach der Konfirmation entschloß er sich sofort, das elterliche Haus zu verlassen, um in der Landwirtschaft zu arbeiten. Nur der Vermittlung des Harrisleer Gemeindevorstehers konnte er es verdanken, daß seinem zukünftigen Leben doch noch einmal eine entscheidende Wende bevorstand. Dieser hatte Simonsen dringend davor gewarnt, „seine Knochen bei den Bauern aufzuarbeiten“ und ihm den Besuch einer privaten Präparandenanstalt in Flensburg empfohlen, um dann eine Anstellung als zweiter Hilfslehrer in der Gemeinde zu bekommen. Auch der Vater war einverstanden, und schließlich sagten auch Onkel und Tante finanzielle Hilfe zu. Obwohl er bisher kaum in den Genuß einer Schulbildung gekommen war, bestand er die Aufnahmeprüfung am 25. Juli 1892 mit dem Prädikat „gut“. Sofort verließ er seine bisherige Dienststelle, wurde wieder Schüler und versuchte nun in Tag- und Nachtstudium bisher Versäumtes nachzuholen. Doch seine Gesundheit spielte nicht mit. Schon nach kurzer Zeit trat ein Augenleiden auf,

daß sich immer mehr verschlimmerte. Ein langwieriger Krankenhausaufenthalt folgte, brachte zwar Linderung, jedoch mußte er die Präparandenanstalt verlassen, da es ihm unmöglich schien, nochmals von vorne zu beginnen.

Schweren Herzens begab er sich wieder bei verschiedenen Bauern auf der Geest und im westlichen Angeln in Stellung und arbeitete dort zuletzt vornehmlich als erster Knecht, so in Rüllschau, wo er nicht nur gute Behandlung erfuhr, sondern sich auch noch großer Beliebtheit erfreute, oder in Torsballig, wo er in der Nähe seiner Braut neue Arbeit fand.

2. Umzug, nach Flensburg und Anschluß an die Arbeiterbewegung

Dieses Wanderleben sollte indes bald ein Ende finden. Die jungen Leute wollten heiraten und versuchten, in Flensburg eine neue Existenz aufzubauen. Ende der neunziger Jahre erfolgte der Umzug, und Simonsen fand sofort Arbeit in der Zementfabrik beim Kalkbrennen, eine äußerst gesundheitsschädliche und schlecht bezahlte Tätigkeit. Er erhielt als ungelernter Arbeiter lediglich 22, später 24

Pfennig Lohn pro Stunde. Um einer erneuten Verschlimmerung seines alten Augenleidens zu entgehen, wandte er sich an seinen Vater, der ihn an die Flensburger Werft vermittelte.

Erst nachdem er in der Stadt „gute Arbeit“ erhalten hatte, fand er zugleich Anschluß an die organisierte Arbeiterbewegung, oder, wie er es nennt, wurde er hiermit ihr „verheiratet“. Zuvor finden sich in seinen Erinnerungen keine Hinweise darauf. Zwar klagte er oft über die schlechte Behandlung in seinen Jugendjahren. Später schien er sich jedoch als Knecht keine weiteren Gedanken mehr darüber gemacht zu haben, obwohl er immer noch manches zu erdulden hatte und oft genug um seine soziale Existenz fürchten mußte. Stattdessen überwogen offene und ehrliche Schilderungen der ländlichen Idylle, des einfachen Landlebens, der gemeinsamen Feierabende in der Gesindestube, über Dorffeste und „Jungenstreiche“.

In der Stadt verspürte er wohl das erste Mal in seinem Leben das dunkle und traurige Los des einfachen Fabrikarbeiters, und er begann, geleitet von einem tief empfundenen Gerechtigkeitsgefühl, sich Gedanken über die sozialen Zustände seinerzeit zu machen. Innerhalb kürzester Zeit hatte ersieh im Selbststudium mit den Zielen der Arbeiterbewegung auseinandergesetzt. Er wurde Parteimitglied und zählte auf der Werft bald zu den gewerkschaftlichen Vertrauensleuten des

Fabrikarbeitsverbandes. Seine berufliche Stellung, die ihm freien Zugang zu allen Produktionsstätten der Werft gestattete, ermöglichte ihm, eifrig Agitationsarbeit zu leisten. Unter anderem wurde er dazu ausersehen, den Organisationsgrad der Werftarbeiter auszukundschaften, eine zu der Zeit wohl nicht ungefährliche Arbeit, denn das „Denunziantentum war damals groß“, wie er notiert. Ein nach seiner Meinung trostloses Bild tat sich auf. Von den ca. 2.400 Arbeitern waren nur 1.134 gewerkschaftlich organisiert.

Bei Berücksichtigung der spezifischen Flensburger Verhältnisse war dies schon ein recht hoher Organisationsgrad von 46,3 Prozent der auf der Werft Beschäftigten. Um die Jahrhundertwende waren im lokalen sozialdemokratischen Ortsverein gerade 527 Mitglieder organisiert, 1903 waren es 600. Erst nach der umfassenden schleswig-holsteinischen Organisationsreform von 1905 stieg der Mitgliederanteil steil an und erreichte 1909 in Flensburg einen Bestand von 1.749 und 1913 von 1.855 Mitgliedern. In den Gewerkschaften waren 1901 insgesamt 2.957 Arbeiter organisiert, davon die Mehrzahl (351) im Metallarbeiterverband. Bis 1905 stieg der Mitgliederanteil der Flensburger Gewerkschaften auf 3.360, im Metallarbeiterverband auf 455, und 1914 wurden im Gewerkschaftskartell des Flensburger Verwaltungsbezirks (mit Einschluß der nordschleswigschen Städte, wo aber nur verhältnismäßig wenige Mitglieder vorhanden waren) 5.471 Mitglieder gezählt. Zugleich wurde Simonsen im sozialdemokratischen Arbeiterverein aktiv und bekleidete dort einen Vorstandsposten. Wenig später trat die Redaktion der Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung an ihn heran, um ihn als lokalen Berichterstatter zu gewinnen. Das Parteileben füllte ihn im Laufe der Zeit mehr und mehr aus. Häufig war er auf Agitationstouren im Landkreis und in Nordschleswig unterwegs, wo er in rühriger und aufopferungswilliger Weise Materialien verteilte und die Landbevölkerung in persönlichen Gesprächen für die Ziele und Ideen der Arbeiterbewegung zu begeistern suchte. Er sprach fließend „Platt“ und schien demzufolge hier besonders gut anzukommen.

1903 erzielte er für sich und die Partei einen überraschenden Erfolg. Bei den Kommunalwahlen, den ersten, bei denen sich Sozialdemokraten überhaupt provinzwweit beteiligten, wurde er in der dritten Wählerklasse auf Anhieb mit 60:9 Stimmen gewählt. Als einziger Arbeiter, dazu noch als Vertreter der von allen bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen zutiefst verachteten und gefürchteten Arbeiterbewegung hatte er einen äußerst schweren Stand inmitten der Schar seiner oftmals verächtlich auf ihn herabblickenden Amtskollegen.

Die Arbeit auf der Werft, die ihm viele Freiheiten ließ, scheint Simonsen in jeder Hinsicht eifrig für seine Aktivitäten genutzt zu haben. Zudem sicherte sie ihm und seiner Familie einen vergleichsweise guten Lebensstandard. Er verdiente zwischen 26 und 28 Pfennig pro Stunde, was einem Wochenlohn von ca. 20 Mark entsprach. Um so mehr muß ihn seine plötzliche Entlassung infolge des Werftarbeiterstreiks 1905 getroffen haben, bei dem er als Schriftführer im zentralen Steikbüro maßgeblich engagiert war. Zwar fand er nur wenig später bei der Ofenfabrik neue Beschäftigung, wurde aber alsbald aufgrund seiner gewerkschaftlichen und politischen Aktivitäten wieder auf die Straße gesetzt.

Es folgte eine lange Zeit der Arbeitslosigkeit, die er freilich wieder politisch zu nutzen verstand. So gehörte er zu den Gründervätern des sozialdemokratischen Arbeitervereins in Harrislee am 21.4.1907. Wie er selbst notiert, hatten er und seine Freunde kurzerhand eine Agitationstour durch Harrislee veranstaltet und an einem einzigen Tag 70 Interessierte gewonnen. So zählte der Verein am Gründungstag bereits 130 Mitglieder, eine erstaunlich hohe Zahl, denn in der Gemeinde wohnten zu dem Zeitpunkt nur knapp über 1.000 Menschen. Zum Erfolg trug sicherlich der Umstand bei, daß zahlreiche Werftarbeiter hier ihr Zuhause hatten und nun wohl in großer Mehrzahl die Chance eines eigenständigen und von Flensburg unabhängigen Vereins nutzen wollten. 1912 hatte der Verein 101 Mitglieder, in den Gewerkschaftsfachvereinen der Gemeinde wurden 200 Mitglieder gezählt, die Volkszeitung von 198 Männern und Frauen gelesen. Harrislee war zu einer Arbeiterhochburg am Rande Flensburgs geworden. Simonsen zählte auch zu den Initiatoren des Arbeitergesangvereins „Lassallia“, der ebenfalls 1907 gegründet und zu einem der wichtigsten Mittelpunkte des geselligen und kulturellen Alltagslebens der Arbeiter wurde.

Natürlich wurde es für ihn nun noch schwieriger, Arbeit zu finden. Er stand auf der schwarzen Liste des Arbeitgeberverbandes. Für ihn und seine Familie war es eine schwere und entbehrungsreiche Zeit, lediglich unterbrochen von kurzfristigen Beschäftigungen. Diese endeten stets mit rascher Entlassung, etwa mit den Worten: „Mein lieber Simonsen, ich muß Sie entlassen! Es tut mir leid, aber ich muß meine Verpflichtung gegenüber dem Arbeitgeberverband aufrechterhalten.“ Auch sein Mandat in der Gemeindevertretung war gefährdet. Der Gemeindevorsteher versuchte, ihn unter Berufung auf die geltenden Steuersätze aus dem Gremium entfernen zu lassen. „Denn nach dem Dreiklassenwahlrecht war ich in der dritten Klasse und bezahlte eine

Steuer von 8,40 Mark. Das war der niedrigste Steuersatz, der die Berechtigung gab, an den Gemeinderatswahlen teilzunehmen. Der folgende Steuersatz war 5,60 Mark. Bezahlte ich den, so hatte ich kein Wahlrecht und mußte infolgedessen als Gemeindevertreter ausscheiden.“ Nicht verwunderlich, daß er sich mit aller Kraft wehrte und unter allen Umständen versuchte, seinen bisherigen Steuersatz zu halten. Erst nachdem der Landrat und sogar der Regierungspräsident eingriffen und ihm in der Sache recht geben mußten, konnte die Angelegenheit in seinem Sinne entschieden werden. Letztlich jedoch konnte er dem ungeheuren finanziellen Druck, der auf ihm lastete, nicht mehr standhalten. Er hatte schließlich eine vielköpfige Familie zu ernähren und beschloß im Jahre 1909, als Landarbeiter, vorwiegend in Angeln, neue Beschäftigung zu suchen. Erst 1919 kam er wieder nach Harrislee zurück, wurde dort auf Drängen seiner alten Parteifreunde wieder aktiv und schließlich für kurze Zeit zum stellvertretenden Gemeindevorsteher gewählt.

Simonsen, der zu den zähen, eifrigen und durch das persönliche Schicksal arg gebeutelten Parteiveteranen in Schleswig-Holstein gehört, zählte nicht nur aufgrund seines Engagements in Harrislee zu den herausragenden Persönlichkeiten der Flensburger Arbeiterbewegung um die Jahrhundertwende. Er war auch in rühriger Weise in der Agitationsarbeit in Nordschleswig tätig. Vom Zentralvorstand des Fabrikarbeiterverbandes erhielt er 1905 den Auftrag, alle größeren Orte in Nordschleswig „organisatorisch zu bearbeiten“ und so wurden wohl auf seine Veranlassung hin in Egersund, Sonderburg, Apenrade, Hadersleben und Tondern lokale Zahlstellen des Verbandes entweder neu eingerichtet oder reformiert. Auch in seiner Zeit als Landarbeiter in Angeln zwischen 1909 und 1919 ließ er nichts unversucht und agitierte - natürlich immer mit Rücksicht auf seine eigene finanzielle und wirtschaftliche Situation - für Partei und Gewerkschaften.

Um die Schwierigkeiten, mit denen er es hier speziell zu tun hatte, besser zu verstehen, erscheint es notwendig, einige erläuternde Bemerkungen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Bauern und Landarbeiter zu machen, ehe Simonsen wieder das Wort erhält und ausschnittsweise seine Erlebnisse bei seinen neuen Dienstherren geschildert werden.

3. *Wirtschaftliche und soziale Verhältnisse von Bauern und Landarbeitern in Angeln um die Jahrhundertwende*

In seiner 1844 erschienenen geschichtlichen und topographischen

Beschreibung Angelns schrieb der Geltinger Pastor Jensen über Land und Leute: „Wohl mag man dem Angler Bauern zurufen: Wohl Dir. Du hast es gut! Er braucht sich nicht zu plagen, und hat keinen Grund zu klagen. Seine Lasten kann er tragen und vor der Zukunft braucht er nicht zu zagen. Und wenn seine Kräfte schwinden und der Tag des Lebens sich neigt, dann hat er einen sorgenfreien Lebensabend auf seiner Abnahme bei den Seinen und kann ihnen, wenn er nicht müßig sein will, seinen Kräften nach helfen oder die Kindeskinde unterweisen, die gerne zu Großvater und Großmutter nach der Abnahme gehen und lesen und beten lernen und den Katechismus dazu, ehe sie zur Schule kommen.“

Angeln - reiches Bauernland, glückliche Menschen, Zufriedenheit und Beschaulichkeit - überall? - Eine wundersame Idylle, und gleichsam wie in der allsonntäglichen Predigt werden in diese liebenswerte Illusion sogleich die kleinen Leute eingepaßt: „Auch die kleinen Leute, wie man sie nennt, sind in Angeln unverloren und kommen fort, wenn sie nur wollen; bei unverschuldetem Unglück läßt die Wohltätigkeit nicht auf sich warten. Denn hart sind die Herzen nicht, und es öffnen sich dann selbst Herzen und Hände derer, von denen man es nicht erwartet.“

In der 1922 erschienenen Neuauflage der Topographie heißt es gar: „Erscheint es doch, wie schon Jensen sagt, als ein großer Garten, als ein recht gesegneter Garten Gottes, als ein Land, da Milch und Honig fließt (!), um mit der Schrift zu reden, davon wir mit Dank gegen den Höchsten, der es so reich gesegnet, bekennen müssen: Du suchest das Land heim und wässerst es und machst es reich. Gottes Brunnlein hat Wassers die Fülle. Du lässest ihr Getreide wohlgeraten, denn also bauest du das Land und segnest sein Gewächs.“

Wer geriete da nicht ins Schwärmen? Doch bei all dieser romantischen Verklärung der „ach so heilen bäuerlichen Welt“, muß es uns heutigen Beobachtern der Szenerie gestattet sein, innezuhalten und kritisch nachzufragen. Gewiß, das gezeichnete Bild, das uns Jensen und seine Protagonisten vermitteln, besitzt Realitätsgehalt - doch nur teilweise. Zu fragen ist im besonderen nach den Menschen, die hier gelebt, gearbeitet und gelitten haben und zugleich all den geschaffenen Reichtum auszukosten verstanden.

Wer schaffte all dies, und wer profitierte davon? Unmöglich erscheint es wohl, daß es die Bauern des Landes allein waren. Wie aber stand es mit ihren Helfern, dem Gesinde, den Tagelöhnern und Landarbeitern? Welchen Lebens- und Arbeitsbedingungen sahen sie sich ausge-

setzt? Sie waren es doch (auch), die zu dem „sagenhaften“ Reichtum des Landes in erheblichem Maße beigetragen, ihn durch ihre Arbeitskraft erst ermöglicht haben.

So arbeiteten nach den Ergebnissen der Berufszählung des Jahres 1907 allein im Flensburger Landkreis 5.839 Knechte, Tagelöhner oder Landarbeiter, darunter 2.410 Frauen auf den Höfen. Zuzurechnen sind hier 1.580 nicht festangestellte Arbeitskräfte (inkl. 508 Frauen). Die meisten von ihnen waren beschäftigt auf Betrieben zwischen 20 und 100 ha Größe (ca. 4.000). Zusammen waren im Landkreis Flensburg 14.431 Menschen in der Landwirtschaft beschäftigt, darunter 4.763 in den Betrieben zwischen 5 und 20 ha und 7.286 in denjenigen zwischen 20 und 100 ha.

Die Mehrzahl der Angeliter Bauern befand sich an der Wende des 20. Jahrhunderts in guten Ertrags- und Verdienstverhältnissen. Das war zwar nicht immer so, denn gut achtzig Jahre zuvor hatten Land und Leute, verursacht durch die Folgen der napoleonischen Kriege und den dänischen Staatsbankrott, hart und teilweise hoffnungslos verschuldet, an den Verlusten zu tragen. Der Ertrag aber mehrte sich im Laufe der Zeit. Man begann sich zunehmend zu spezialisieren, insbesondere in den Sektoren der Milch- und Viehwirtschaft. Die Folgen des mit dieser Wirtschaftsweise eng zusammenhängenden Wohlstandes zahlreicher Großbauern waren weitreichend. Die Ansprüche an die Lebenshaltung stiegen. Wer es konnte, schickte seine Söhne auf die höheren Schulen in Flensburg. Zur Jahrhundertwende bewirkten die steigenden Konjunkturen ein übriges. Zahlreiche Höfe wurden umgebaut oder dem Geschmack der Zeit entsprechend modernisiert. Schon Zeitgenossen warfen manchmal die Frage auf, ob dieser Wohlstand „zum Segen reichen würde und ob der Höhepunkt nicht vielleicht schon erreicht sei.“

1899 waren in Schleswig-Holstein 68,8 % der größeren Güter und Landbesitzungen über 1.500 Mark Reinertrag schuldenfrei oder nur gering verschuldet und nur 3,2 % verschuldet. Von den mittleren Gütern zwischen 300 und 1.500 Mark Reinertrag waren es 62,1 bzw. 7,5 % - Zahlen, die auch im nördlichen Landesteil Geltung besaßen. Es gab hier nur wenige Güter, nach den Angaben der Betriebszählung des Jahres 1907 waren dies die 42 Großbetriebe im östlichen Angeln mit einer Größe von ca. 7.700 ha. Es überwogen die mittel- und großbäuerlichen Besitzungen zwischen 5 bis 20 resp. 20 bis 100 ha, in Zahlen ausgedrückt 3.839 bzw. 2.715 Höfe, die zugleich den höchsten Landanteil (48.775 bzw. 101.572 ha) aller Betriebe in den Landkreisen

Flensburg und Schleswig aufwiesen.

Daneben existierten eine Vielzahl kleinbäuerlicher Besitzer (2.404) und zahlreiche Zwerg- und Parzellenbetriebe (6.492) in den Landkreisen, deren Land aber seine Besitzer nie allein ernähren konnte. Nicht verwunderlich, daß sich die Lebensbedingungen für die kleinen Landwirte, die zum Teil nur im Nebenerwerb tätig waren, und für die Tagelöhner und Landarbeiter ungleich schwieriger gestalteten als die der großen und reichen Landbesitzer. Wohlstand hier - bittere Armut dort. Die soziale Kluft zwischen bäuerlichen Arbeitgebern und Arbeitnehmern wurde immer tiefer.

Kleinbauern verfügten nur über wenig Vieh, in der Regel ein bis zwei Kühe oder Schweine. Davon wurde ein Schwein meist für den Eigenbedarf großgezogen, das andere sollte durch Verkauf den schmalen Geldbeutel etwas anfüllen. Tagelöhner verfügten nur über einige Schafe, weitaus seltener über anderes Vieh. Sie waren dazu gezwungen, Lebensmittel hinzuzukaufen. „Höchstens der landangesessene Tagelöhner schlachtet hier ein ganzes Schwein; die Mietsleute erwerben höchstens ein halbes oder weniger,“ hieß es in einer von der evangelischen Kirche angeregten Untersuchung über die Lage der Landarbeiter im Norden Deutschlands aus dem Jahre 1899. „Das bildet dann den ganzen Fleischkonsum für die Familie des Arbeiters während eines ganzen Jahres. Die Hauptnahrungsmittel müssen dann Kartoffel-, Brot-, Grütz- und Mehlspeisen bilden.“

Die angeworbenen Landarbeiter und Tagelöhner hatten bei ihren großbäuerlichen Herren in der Erntezeit zwischen 14 und 16 Stunden täglich zu arbeiten, in den Wintermonaten um die 12 Stunden. Sonntagsarbeit war üblich, wobei die Dienstboten im Gegensatz zu den Tagelöhnern besondere Vergütungen zum Lohn erhalten konnten. An Bargeld verdiente ein Knecht in Angeln im Jahre 1899 zwischen 200 und 300 Mark jährlich, eine Magd um 100 bis 120 Mark. Bis zum Jahre 1910 hatten sich die Löhne, bedingt durch den großen Leutebedarf auf den Höfen, gesteigert, bei Knechten bis auf 700, bei Mägden bis auf 360 Mark. Auch ausländische Arbeitskräfte wurden vermehrt angeworben.

Im Vergleich zu den Geestgebieten war dies eine deutlich höhere Entlohnung, da man in Angeln zunächst an Arbeitskräften interessiert war, die sich dauerhaft binden wollten. Dagegen verdiente ein Tagelöhner der Geest zwischen 1895 und 1899 ca. 1,50 bis 2,50 pro Tag, in Angeln aber nur 80 Pfennig bis 1,20 Mark. Der Frauenlohn lag, wie üblich, erheblich darunter, auf der Geest zwischen 1,20 und 1,50 Mark, in

Angeln glich er fast dem Männerverdienst.

Nach entsprechenden Umrechnungen ergab dies bei Tagelöhnern und Landarbeitern aufs Jahr gerechnet (in den Wintermonaten mußte man sehen, wie man durchkam) einen Tageslohn von knapp 1 Mark inklusive freier Kost (in der Erntezeit stieg er bis auf 1,50 Mark). Im Winter dagegen waren es gerade eben 70 bis 80 Pfennig, und klagend stellte angesichts der offenkundigen Notlage zahlreicher Landarbeiter der Berichterstatter des evangelisch sozialen Kongresses fest: „Es ist unmöglich, mit einem Tagelohn von 60 Pfennig eine Familie zu ernähren. Ich habe dies den Besitzern der Güter vorgehalten; sie wollen nicht mehr bezahlen, da die meisten im Winter geeignete Arbeitskräfte bekommen können.“ Zudem würde noch, wie es weiter hieß, ein Teil des Lohnes zurückbehalten, damit die Arbeiter nicht fortliefen.

Über die Behandlung urteilt er weiter: „Bei den Bauern haben sie gute Verpflegung, evt. auch in Krankheiten, auf den Gütern schlechte; hochschwängere Mägde werden auf Arbeitswagen weggefahren, wo sie gebären und sterben.“ Da das soziale Netz auf dem Lande so gut wie nicht ausgebaut war, die Absicherung über die Armenverbände nicht für Ortsfremde galt, sondern nur den Einheimischen zugute kam, versuchte man auf diese Weise sich der drohenden Sozial- bzw. Armenlasten zu entledigen, nur um sie der Heimatgemeinde der Betroffenen aufzubürden.

Insgesamt wurde das Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern als wenig zufriedenstellend bezeichnet. „Es ist schwer zu unterscheiden, ob, wie die Bauern behaupten, das Verhalten des fremden Gesindes eine andere Behandlung unmöglich macht, oder aber die schlechte Behandlung diese Entartung fördert. Dennoch die Schuld wohl auf beiden Seiten liegt, und namentlich äußere Umstände hinzukommen, welche die herrschenden Mißstände mitbedingen - Freizügigkeit, Fabriken etc. - so kann ich doch die Herren von der Hauptschuld nicht freisprechen und sehe meine Ansicht durch Beobachtung des Gegenteils aus nächster Nähe bestätigt.“

Zudem waren die Wohnverhältnisse für die Tagelöhner und Landarbeiter, die zwar zum Teil mietfrei wohnen konnten, in einzelnen Gemeinden katastrophal. Immer wieder wurde in den Medizinalberichten der Provinz über die Qualität der Landarbeiterunterkünfte geklagt. Zwar würden, wie es 1881 hieß, in einzelnen Gemeinden Verbesserungen erzielt, weniger jedoch in den Gutsbezirken. „Die Katen, in denen die armen Familien teilweise unentgeltlich, teilweise gegen sehr geringe Mieten wohnen, sind die schlechtesten Wohnungen und oft der Sitz

gefahrenverbreitender Herde von ansteckenden Krankheiten.“ Simonson wird uns später von seiner „famosen“ Unterbringung bei einzelnen Angeliter Bauern berichten und damit zeigen, daß es im Laufe der Jahre kaum besser geworden war.

4. *Die Leutenot in Angeln*

Genügend Gründe für die landwirtschaftlichen Arbeiter und Tagelöhner, die Mägde und Knechte, dem Land den Rücken zu kehren und in die aufstrebenden Städte und Industriezentren oder sogar nach Übersee auszuwandern, waren zweifelsfrei vorhanden. Dadurch erhöhte sich andererseits die sog. „Leutenot“, d. h. Bauern und Gutsbesitzer waren nicht mehr in der Lage, sich mit den dringend notwendigen Arbeitskräften zu versorgen. Verschiedentlich wurden Vorschläge zur Abhilfe gemacht und in den landwirtschaftlichen Vereinen diskutiert. Jedoch erwies sich kaum einer als praktikabel. Das Problem wurde zwar von allen in der ganzen Schärfe erkannt, aber anscheinend war man entweder unfähig oder einfach nicht willens, einen alle Seiten zufriedenstellenden Weg zu beschreiten.

Auf einer Versammlung des Angelter landwirtschaftlichen Vereins am 6.11.1895 referierte der Flensburger Justizrat Müller über das Thema des „Kontraktbruches der landwirtschaftlichen Arbeiter.“ Er empfahl ein radikales und unnachgiebiges Vorgehen, die Landarbeiter durch schriftliche Verträge an sich zu binden, um damit ein Faustpfand gegen den Kontraktbruch in der Hand zu haben. Auch der Glücksburger Bürgermeister Bunzen verlangte, daß den von der Arbeitsstelle weglaufernden Landarbeitern vom neuen Arbeitgeber wenigstens für eine Woche der Lohn gesperrt werden sollte. Die Vorschläge wurden indes von den Anwesenden mit großer Skepsis aufgenommen, denn gerade in der Vergangenheit hätten sich die Leute auch durch solche Verträge nicht vom Weggang mitten im Jahr abhalten lassen, wie Peter Jensen, Ausacker, betonte. Zudem könnte dies nur erfolgreich sein, wenn noch tatsächliche finanzielle Forderungen bestünden. Auch Landrat Rasch meldete sich zu Wort. Er konnte dem Vortragenden zwar in fachlicher Hinsicht zustimmen, vermißte aber klare Aussagen über die Lohnverhältnisse, die doch letzten Endes für die Landflucht mitverantwortlich wären. Gerade hier müßte der Arbeitgeber ansetzen. Nur durch gute Kost, gute Wohnung und gute Behandlung wie auch durch entsprechende finanzielle Anreize würde das Problem am ehesten zu lösen sein. Dennoch hielt auch er daran fest,

sich durch Einbehaltung eines Teils der Löhne abzusichern. Hier jedoch müßten sich alle einig sein.

Vier Jahre später referierte Peter Jensen, Ausacker, über das Thema „Die ländlichen Arbeitsverhältnisse und die Verwendung von Maschinen im landwirtschaftlichen Betrieb.“ Auch er klagte wieder einmal heftig über die Leutenot und empfahl eine Rückkehr zu den althergebrachten paternalistischen Verhaltensweisen gegenüber dem Gesinde. Nur wenn sich der Bauer auch um deren persönliches Wohl kümmere, könne er die notwendige Anerkennung und den Respekt erhalten, der ihm gebühre. Die Bauern hätten seiner Meinung nach versagt. Früher, so Jensen, habe der Arbeitgeber dem treudienenden Arbeiter noch zu Haus und kleinem Besitz verholfen. Leider wäre man in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr davon abgekommen, und hätte so den Zug der Arbeiter nach den Städten indirekt gefördert.

Anstatt aber nun auf diesem Wege weiter fortzufahren, nachhaltige Verbesserungen im Verhältnis Arbeitgeber - Arbeitnehmer oder andere sozialpolitische Maßnahmen zu fordern, stellte sich Jensen im weiteren Verlauf seines Vortrags hinter entsprechende Empfehlungen und Beschlüsse staatlicher Körperschaften, des Landwirtschaftsministeriums und Landesökonomiekollegiums. Die Vorschläge sahen u. a. vor, das Gesindewesen zu reorganisieren, um den Kontraktbruch unter Strafe zu stellen. Weiterhin sollten nach den Empfehlungen für das Sommerhalbjahr an den Schulen der Halbtagsunterricht eingeführt und die Ferien in den Elementarschulen auf 80 Tage verlängert werden. Zusätzlich wurden Forderungen laut, daß die Militärbehörden in der Ernzeit keine Reserveübungen abhalten sollten.

Der Meinung, daß man noch mehr ausländische Arbeiter beschäftigen solle, wollte sich Jensen aber nicht anschließen. Mit Rücksicht auf wirtschaftspolitische Gefahren hielt er dies für „ein zweischneidiges Schwert.“ Erwärmen jedoch konnte er sich dafür, nunmehr die Maschinisierung voranzutreiben, auch wenn er zugleich die Verwendung von Maschinen für den kleinbäuerlichen Betrieb aus Effektivitäts- und Kostengründen als schwierig ansah.

Eine ganz andere Auffassung vertrat hier der Flensburger Landrat Rasch. Er argumentierte wesentlich moderater und brachte ungleich mehr Verständnis für die landwirtschaftlichen Arbeiter auf. Er sparte nicht mit Kritik und ermahnte die bäuerlichen Arbeitgeber an ihre sozialen Pflichten. Immer wieder habe er, so vermerkt er in zahlreichen Vierteljahresberichten an den Regierungspräsidenten in Schleswig, die bäuerlichen Arbeitgeber gewarnt und dazu aufgefordert, ihr Gesinde

und ihre Landarbeiter besser zu behandeln, höher zu entlohnen und angemessene Wohnungen zu geben. Dahinter stand natürlich die berechtigte Sorge, daß sich die Landarbeiter der Sozialdemokratie anschließen und zukünftig als treue Wähler der nationalen und bäuerlichen Interessenkandidaten bei den Parlamentswahlen ausfallen würden.

Anscheinend waren die Warnungen und Aufforderungen nicht durchgedrungen. Dies mag dazu beigetragen haben, daß sich die Interessen des Landrats mit denen der Angeler GroÙbauern nicht mehr in Übereinstimmung bringen lieÙen. Nicht zuletzt aufgrund großer politischer Differenzen, vor allem mit dem übermächtigen Bund der Landwirte, der gewichtigen Interessenorganisation der Landwirtschaft, mußte Rasch im Juli 1899 seinen Posten als Landrat aufgeben.

Auch die Bemühungen des Angler Vereins für Volkswohl konnten die Mißstände nicht abstellen. Auf Vermittlung des Vereinsvorsitzenden Pastor Henningsen aus Böel wurde vom Verein z.B. Kontakt zu einem Hamburger Waisenhaus gesucht, um von dort aus junge Leute anzuwerben. Wenn man es jedoch genau nimmt, wurden mit diesen noch minderjährigen Jungen und Mädchen die reinsten Knebelverträge geschlossen. Ihnen wurden überhaupt keine Rechte zugestanden. Sie galten allenfalls als billige und genügsame Arbeitskräfte. Mädchen erhielten nach der Konfirmation 60 Mark Jahreslohn, der sich bis zur Mündigkeit um jeweils 15 Mark pro Jahr steigern sollte. Sie standen zudem voll und ganz unter Aufsicht, d. h. wohl unter Kuratel des Arbeitgebers. Zu Tanzlustbarkeiten durften sie nur in Begleitung ihrer Arbeitgeber und mußten zugleich versichern, vor 12 Uhr zu Hause zu sein. Sie waren zum Besuch der Gottesdienste anzuhalten. Der Verdienst wurde nicht in voller Höhe ausgezahlt, sondern an das Waisenhaus überwiesen, das sich wiederum dazu verpflichtete, dieses Geld bei der Sparkasse bei einer vierteljährlichen Kündigungsfrist anzulegen.

Besonders interessant erscheint der Passus des Arbeitsvertrages, in dem festgehalten wurde, daß der Arbeitgeber Magd oder Knecht bei der Ortskrankenkasse versichern und ihnen ein eigenes Bett zur Verfügung stellen mußte. Dieses waren anscheinend Bedingungen, die den Arbeitgebern zuvor unbekannt waren. Andererseits stand ihnen das vertragliche Recht zu, die Dienstmoten, die unwillig waren oder nicht zur Zufriedenheit arbeiteten, nach Rücksprache mit dem Waisenhaus umgehend auszutauschen.

Vom Verein für Volkswohl- wurden weiterhin Treueprämien an langjäh-

rige Landarbeiter ausgelobt, zunächst in Form von kleineren Geldbeträgen. Davon jedoch kam man - wohl aus Geldmangel - sehr schnell wieder ab und begnügte sich letztlich mit einfachen Urkunden, um den Jubilaren auf diese Weise wenigstens Anerkennung zu verschaffen. Auch der Grund- und Hauserwerb wurde vom Verein durch Darlehen gefördert, wovon allerdings nur wenige profitieren konnten.

Trotz all dieser Maßnahmen verschlechterten sich die Landarbeiterverhältnisse immer mehr, die Leutenot nahm zu. Immer weniger gelang es, genügend qualifizierte Arbeitskräfte zu bekommen. So wurde versucht, mit einem speziellen

Arbeitsnachweis in Flensburg die größten Mißstände abzustellen. Seit der Arbeitsaufnahme des Nachweises 1910 wurden so pro Jahr jeweils ca. 1.200 Landarbeiter und Knechte vermittelt, vor allen Dingen wohl die schulentlassene Jugend, die, wie der Jahresbericht der Landwirtschaftskammer 1911 mit Genugtuung vermerkt, wieder vermehrt nach Angeln gehe. Dies hing offenbar damit zusammen, daß man sich endlich dazu entschlossen hatte, höhere Löhne zu zahlen: für junge Knechte bei freier Kost und Logis bis zu 700, für Mädchen bis zu 350 Mark.

5. Sozialdemokratie und Gewerkschaften im Landkreis Flensburg

Die Forderungen der Landarbeiter - so wie sie Simonsen in seinen Erinnerungen präsentiert - nach verträglichen Lebens- und Arbeitsbedingungen oder nach gerechter Entlohnung waren durchaus angemessen und gerechtfertigt. Die Arbeiter waren keine Nörgler, weder faul noch arbeitsscheu. Was Simonsen verlangte, war eine menschenwürdige Behandlung für ihre gute Arbeit, auf die sie mit Stolz und Zufriedenheit blicken konnten. Was sie sonst in ihrer unmittelbaren Umgebung erblickten, war ihre eigene Armut, ihre zum Teil erbärmlichen Lebensbedingungen und andererseits der pralle Wohlstand ihrer Arbeitgeber.

Dennoch gelang es weder der Sozialdemokratie noch den Gewerkschaften, in den Landkreisen des nördlichen Schleswig-Holsteins organisatorisch Fuß zu fassen, um die allgemeine Unzufriedenheit zu kanalisieren und in politische Strukturen einzubinden. Flensburg blieb das einzig nennenswerte Zentrum. Von hier aus mußte die schwierige Landagitation bewerkstelligt werden. Die Hilfen, die von der Agitationskommission der Provinz geleistet werden konnten, blieben sporadisch. Nachdem in Schleswig-Holstein nach dem Auslaufen des Sozialistengesetzes 1890 mit der Landagitation begonnen wurde, stieß man sofort

auf einen bestens gerüsteten und mit zahlreichen Detailinformationen versehenen Gegner - den preußischen Staatsapparat. Ohne Übertreibung kann an dieser Stelle festgehalten werden, daß sich fast die gesamte agrarische Gesellschaft im Abwehrkampf gegen die sozialdemokratischen Agitatoren befand, angefangen beim Landrat, über die Pastoren, die Gemeinde- und Gutsvorsteher bis hinein in das ländliche Vereinswesen. So gelang es nur selten, in das komplexe gesellschaftliche Beziehungsgeflecht der Dörfer einzudringen.

Im Agitationsbezirk des ersten und zweiten Reichstagswahlkreises wurden so in den 1910 bestehenden fünf Ortsvereinen 2.041 Mitglieder gezählt (Flensburg, Apenrade, Hadersleben, Sonderburg und Harrisleefeld), 1914 (bei sechs Ortsvereinen - Scherrebeck in Nordschleswig war hinzugekommen), 2.392 Mitglieder. Im Flensburger Landkreis gab es mit Ausnahme von Harrisleefeld keine weitere lokale Organisation. Versuche, z. B. in Glücksburg gewerkschaftlich aktiv zu werden, scheiterten um die Jahrhundertwende sehr rasch, blieben zudem auf die Bauarbeiter beschränkt.

Auch im Landkreis Schleswig blieb die Agitation den Genossen in der Stadt Schleswig überlassen. Im Bezirk des dritten Reichstagswahlkreises (der auch den Landkreis Eckernförde mit umfaßte) existierten 1910 sechs Ortsvereine mit 830 Mitgliedern, 1914 waren es acht Ortsvereine mit immerhin schon 1.685 Mitgliedern.

Angeln war mit Ausnahme Kappeln überhaupt nicht organisatorisch erschlossen. Schon 1891 gab es hier eine recht starke Gruppe Sozialdemokraten, die durch ihren Delegierten Vogt auch bei den Provinzparteitagten vertreten wurden. Kappeln entwickelte sich sogar zu einem kleinen Zentrum, denn von hier aus wurde zielgerichtet und erfolgreich unter den Landarbeitern der großen Güter im östlichen Angeln agitiert, so daß zu den Reichstagswahlen doch jeweils erhebliche Stimmenanteile für die sozialdemokratischen Kandidaten erreicht wurden, In Kappeln waren es 1912 immerhin 108 Stimmen (ca. 40%), im Wahlbezirk des Gutes Roesl in der Stichwahl 1903 stolze 67 Stimmen, in Gelting 49 oder Buckhagen 36, in Gelting 1912 schon 66 Stimmen.

In Süderbrarup gab es einen Arbeiterbildungsverein, der aber schon 1893 wieder aufgelöst werden mußte, und in Satrup im Jahre 1906 einen Zweigverein der Maurergewerkschaft. Der sozialdemokratische Ortsverein in Kappeln hatte 1906 aber nur noch 15 Mitglieder, in der Maurergewerkschaft waren 38 und im Schiffbauverband 56 Arbeiter organisiert. Eine Organisation der Landarbeiter jedoch war nicht gelungen.

6. Jes N. Simonsen in Angeln

In diese eben beschriebenen Verhältnisse wurde nun Jes N. Simonsen mit seiner Familie unfreiwillig hineingestoßen. In seinen Erinnerungen berichtet er anschaulich und drastisch, wie es ihm erging und gelang, unter großen Opfern und ständiger Zurücknahme seiner politischen Ambitionen zu arbeiten, um zu überleben. Die Bezahlung entsprach in der Regel absolut nicht dem geleisteten Arbeitseinsatz. Täglich ca. 12 bis 16 Stunden unterwegs, dazu noch die unentgeltliche Hilfe seiner Frau, so blieben ihm bei einem Arbeitgeber in Toestorf, wo er als Deputatknecht in Stellung war, 634,20 Mark pro Jahr. Dies entsprach einem Tagesverdienst von 2,11 Mark (bei freier Kost und 1 .ogis für sich, nicht aber für die Familie). Bei einem anderen Arbeitgeber in Ausacker, dem bekannten und „gefürchteten“ Ökonomierat Peter Jensen, waren es gar nur 1.80 pro Tag. Überdies mußte er in Tagelöhnerhäusern wohnen, in zugigen, kleinen Katen, die alle Wünsche an Wärme und Hygiene offen ließen.

In Ausacker

„Die Wohnung bestand aus Stube, Schlafstube, Küche mit kleiner Speisekammer und einer kleinen, engen Vordiele. Die Wohnstube war groß und geräumig, die Tapeten waren vom Rauch angeschwärzt und hingen allenthalben in Fetzen* herunter. Anscheinend war in den letzten zwanzig Jahren nicht tapeziert worden; aber die Schlafstube sah noch schlimmer aus. Von weiß gekalkten Wänden war jedoch keine Rede, die waren nur als schwarz zu bezeichnen, hier und da fehlte ein Stein in der Diele. Küche, Speisekammer und Vordiele hatten ebenfalls keine Renovierung erfahren, sie paßten sich den vorgenannten Stuben würdevoll an. Mäuse und sonstiges Ungeziefer trieben in der Wohnung ihr Unwesen und oben auf dem Boden Ratten und anderes Getier. Somit waren wir gleichsam Besitzer von schönen Haustieren. Es fiel uns schwer, in einer solchen Behausung unsere Sachen einzustellen, jedoch ich mußte, halbwegs trieb mich die Not. Alle Versprechungen und Bekundungen des Stellen Vermittlers waren durch den Arbeitgeber nicht erfüllt worden. Ich wurde noch tiefer ins Elend gestoßen. ... Jedesmal, wenn Feuer im Ofen und Herd angezündet wurde, mußten wir alle die Wohnung verlassen, im Freien campieren oder mit dem Rattenstall, wie die Kinder ihn nannten, Vorlieb nehmen.“

Am nächsten Tag meldete sich Simonsen zur Arbeitsaufnahme und

erhielt als Deputatknecht eine bessere Stellung als zuvor abgemacht, nicht jedoch mehr Lohn, wie es eigentlich zu erwarten gewesen wäre.

„Da der Deputatknecht oder besser gesagt Pferdeknecht bei Nacht und Nebel ausgerückt war, bat mich der Arbeitgeber, ob ich nicht den Posten bekleiden wollte. Ich willigte ein, jedoch mit der Begründung, er möge doch seine Versprechungen einhalten, er möchte mich doch als Mensch betrachten und mir eine Wohnung in bewohnbaren Zustand bringen lassen. - Aber ich hatte schon genug gesagt. In aufgeregtem Ton wurde ich vom Arbeitgeber als unverschämter Mensch bezeichnet. „Ja“, sagte er wörtlich, „Sic sind ein Aufrührer, ein Sozialdemokrat! Sie sind der erste, der sich über die Wohnung beklagt hat, die anderen vor ihnen waren zufrieden.“

„Am anderen Morgen war ich im Stall um 4.30 Uhr und nahm meine Tätigkeit als Deputatknecht auf und mußte bis abends 8.30 Uhr im Stall arbeiten. Für diese Stunden wurden sage und schreibe pro Tag 1.80 Mark bezahlt, dies waren elfeinviertel Pfennig in der Stunde.“ (In Flensburg verdiente er zuvor immerhin schon knapp 30 Pfennig die Stunde).

Fünf Tage später erhielt Simonsen einen Arbeitsvertrag, den er wörtlich abgeschrieben hat, „weil er mir aufgezwungen wurde.“

„Ausweis

Die Arbeiterfamilie ... verpflichtet sich, unter folgenden Bedingungen beim Unterzeichnenden vom 3. Januar bis zum 30. Dezember 1909 die Stellung als Deputatknecht anzunehmen. Tägliche Arbeitszeit: ortsüblich, jedoch von 4.30 Uhr morgens bis 8.30 Uhr abends. Hierin sind auch die Zeit für Pferdepflege mit enthalten. Die Frau muß auf Verlangen mitarbeiten. Die hierfür zu zahlende Entschädigung bestimmt der Arbeitgeber. Kommt die Frau ihrer Verpflichtung nicht nach, sie weigert sich zur Arbeit oder gibt keinen Entschuldigungsgrund an, ist Grund zur Kündigung oder Entlassung. Der Mann erhält in acht Monaten 1.80 Mark und in vier Monaten 2 Mark. Nebenbei wird freie Wohnung und Gartenland, 15 Ruten Kartoffelland auf dem Felde, ein Fuder Busch, ein Fuder Torfund drei Liter Magermilch pro Tag gewährt. Der Mann muß sich selbst mit Schaufel und Spaten versorgen. Kommt die Arbeiterfamilie ihrer Verpflichtung nicht nach, kann sie sofort gekündigt respektive entlassen werden. Dieser Ausweis tritt sofort in Kraft.

Der Arbeitgeber...“

Die Rollen waren klar verteilt. Besonders erniedrigend muß es für Simonsen gewesen sein, als er sich seinen ihm zustehenden Lohn praktisch „erbetteln“ mußte:

„Die Bezahlung fand nur alle 14 Tage und nur sonnabends statt und zwar in der Weise, daß ich sie halbwegs erbetteln mußte. Ich erhielt nur 1.80 Mark pro Tag mal 12 gleich 21.60 Mark. Davon gingen für die Zeil 1.50 Mark für die Krankenkasse und Invaliditätsbeiträge ab und somit erhielt ich vierzehntägig 20.04 ausbezahlt, gleich 10.02 Mark in der Woche. Daß ich mit einem solchen horrenden Lohn keine großen Sprünge machen konnte, wird wohl jedem Menschen einleuchten. Die notwendigsten Lebensbedürfnisse konnten bei weitem nicht befriedigt werden. Unsere Hauptspeise bestand aus Brot, und so brauchte ich für eine siebenköpfige Familie wöchentlich im Durchschnitt 14 Brote zum Preise von 40 Pfennig pro Stück. Das sind 5.60 Mark in der Woche. Dazu 5 Pfund Margarine zum Preis von 70 Pfennig das Pfund, gleich 3.50 Mark. Diese beiden Kosten ergaben zusammen schon die Summe von 9.10 Mark. Nun hatte ich noch 92 Pfennig von meinem großen Wochenverdienst übrig, um die anderen Lebensbedürfnisse zu befriedigen.“

Auch einer an gleicher Stelle beschäftigten Melkerfamilie erging es nicht besser. Gezwungen durch diese trostlose Lage entschloß sich Simonsen, einen Antrag auf Gemeindeunterstützung zu stellen. Dabei aber hatte er Pech, daß sein Arbeitgeber zugleich auch Gemeindevorsteher war und überhaupt kein Verständnis für seine Sorgen aufzubringen bereit war.

„Nach Aussagen einiger Gemeindevertreter hatten sie den Gemeindevorsteher noch nie so aufgebracht gesehen. Da die anderen Vertreter Bauern waren, somit auch Arbeitgeber, waren sie gegen eine Geldunterstützung seitens der Gemeinde; aber meine schlechte Lage verkannten sie nicht und versuchten, auf den Ortsgewaltigen einzuwirken, daß er doch ein Herz für seine Untergebenen, seine Arbeiterfamilien, haben möchte. Wäre er nicht in der Lage, finanziell den Lohn aufbessern zu können, materiell könne eres leicht; vom Mittagessen bliebe doch öfters auf einem solchen Besitz etwas übrig, was sonst nur in den Aufbewahrungskübel im Schweinestall wandelte. Und ebenso sei es mit der Kleidung, ihre abgetragenen Kleider wären lange nicht reif für den Lumpensack. Am anderen Tag erhielt ich schriftlich die Nachricht, daß mein Antrag auf Armenunterstützung abgelehnt sei. Aus welchen Gründen, blieb mir unbekannt. Aber gleich nachdem wurde meiner Frau ein Korb voll mit Eßwaren von einer Tochter des Arbeitgebers überreicht, worin Speck, Grütze, Mehl, Salz und Brot enthalten war. Ein Bündel abgetragenes Zeug und ein paar Kartoffeln waren noch am Hofe, die konnte ich. wenn ich Mittagessen ging, mitnehmen. Wir be-

dankten uns aufs innigste. Ein unbeschreiblicher Jubel und Freude herrschte in meiner Familie. Der Arbeitgeber hat nicht eine Silbe von dieser ganzen Angelegenheit mir gegenüber erwähnt. Seine Freigiebigkeit blieb aber auch auf das eine Mal beschränkt. Vielleicht wollte oder mußte er durch weitere Anträge in dieser Richtung aufgerüttelt werden, um seinen Untergebenen zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen.“

In Toestorf

Nach einem Jahr zog Simonsen weiter nach Toestorf, um dort auf dem adeligen Gut die Stelle eines Tagelöhners anzutreten. „Nach einstündiger Fahrt in Toestorf angekommen, wurde mir durch den Hofschreiber mitgeteilt, daß ich die Wohnung, die ich seinerzeit bei der Annahme besichtigt hatte, nicht bekommen könnte. Ich müßte erst mit einer Wohnung, nahe am Hof gelegen, Vorlieb nehmen. Der Gutsherr war nicht anwesend, aber er wolle die Angelegenheit selber mit mir regeln. Ich zog (notgedrungen) in die Wohnung ein, aber wir hatten einen schlechten Tausch gemacht. Vier Familien wohnten in dem Haus. Am anderen Morgen kam der Gutsherr und bat mich, ich möge doch die Wohnung behalten, er wolle dafür Sorge tragen, daß sie in Ordnung käme. Er bat mich, daß ich die so plötzlich vakante Deputatknechtstelle annehmen möchte, anstatt Tagelöhner zu sein. Er wollte mir dann auch den Deputatlohn zahlen. Ich willigte auf sein Angebot ein.

Der Deputatknecht erhielt bei freier Wohnung und Gartenland: - 2 Mark (ohne Beköstigung) pro Tag

15 Liter Magermilch die Woche

1 Ferkel pro Jahr

150 Pfund Gerste und Hafer

2 Fuder Busch

Die Frau erhielt pro Stunde 12 Pfennig (ohne Beköstigung).“

Als Tagelöhner wäre er wesentlich schlechter entlohnt worden. Diese erhielten in Toestorf nur 20 Pfennig, dafür aber keine Naturalien und selbstverständlich kein freies Wohnen.

Kein Reichtum, doch ein wenig mehr als in Ausacker. Nach Berechnung der Kosten indes präsentiert Simonsen ein anderes Bild. Denn Gerste und Hafer waren als Zusatzleistung vereinbart, für die Pferdepflege und das Füttern an Sonn- und Feiertagen, zusätzlich 24 Mark pro Jahr. „Wenn wir nun 65 Sonn- und Feiertage, annehmen, würde die Entschädigung pro Tag 41 1/2 Pfennig betragen, dies würde mit

fünf Stunden pro Tag berechnet reichlich 8 Pfennig in der Stunde betragen. Bei Berechnung des Stundenlohnes ergab sich ein Wert von pro Tag 2.11 Mark oder 16 1/4 Pfennig pro Stunde. Wahrlich ein schönes Einkommen. Hierzu muß ich noch bemerken, daß wir im Vergleich zu anderen Höfen und Gütern noch gut entlohnt wurden.... Die Behandlung seitens des Ollen konnte man keine schlechte nennen. An eine Aufbesserung des Lohnes war jedoch nicht zu denken.“

Über die Wohnverhältnisse eines Kollegen auf dem Gut berichtet er: „An einem Sonntagabend besuchte ich einen kranken, sonst auf dem Gut beschäftigten Arbeitskollegen. Er wohnte in einem kleinen Haus, direkt am Wald gelegen, aber Haus konnte man das kaum mehr nennen. Es glich eher einer Räuberhöhle. Keine bleierne Fenster, der größte Teil der Scheiben waren Bretter, so daß das Tageslicht nur mühsam durch diese Hindernisse in die Wohnung dringen konnte. Hier und da war die bretterige Diele durchbrochen, In der Schlafstube, in der der Kranke lag, war unter der Zimmerdecke, über seinem Bett, ein großes Stück Dachpappe angeschlagen, um Schutz vor dem von oben kommenden Naß zu binden. Der Ofen war auch nicht in brauchbarem Zustand, und so stand nur ein offener Herd, im Volksmund gesagt, ein Schornstein, zu Verfügung. Die Familie hatte nichts mehr zu essen, die Kinder liefen in Lumpen herum, und dem armen, kranken, ans Bett gefesselten Arbeiter wurde keine Hilfe zuteil. Nicht einmal die warnenden Worte des herbeigerufenen Arztes konnten den Gutsherrn erweichen, sich um das soziale Wohl eines Arbeiters zu kümmern, der hier schon im dritten Jahr beschäftigt war.“ Simonsen war nahe daran zu verzweifeln. Er, der klassenbewußte Arbeiter, theoretisch geschult und aktiv in der Partei- und Gewerkschaftsarbeit, wurde in seine mißliche Situation gezwungen und mußte still halten, um seinen mühsam erworbenen Arbeitsplatz und die Existenz der Familie nicht zu gefährden. Wurde er dennoch aktiv, vergewisserte er sich zuvor, ob ihn nicht die Kollegen verraten würden. Auch die zahlreichen Versuche, mit ihnen in eine Diskussion zu gelangen oder aber gemeinsam Verbesserungen zu erkämpfen, blieben erfolglos. Die Masse der Landarbeiter trachtete eher danach, sich mit dem Arbeitgeber zu verständigen und trug das harte Los schicksalsergeben. Viele waren zudem noch nie aus der Enge der bäuerlichen Welt herausgekommen, und alle verspürten Angst vor der Herrschaft, die sie bei Aufsässigkeit entlassen konnte und dieses dann auch noch in den Dienstbüchern vermerkte. Viele waren, wenn gar nichts mehr ging, in die Städte abgewandert,

übrig blieben diejenigen, von denen kaum zu erwarten war, daß sie sich von der Arbeiterbewegung politisieren ließen. Zudem bestanden Verständigungsschwierigkeiten. Man sprach nur bedingt die gleiche Sprache, plattdeutsch konnten nur die wenigsten Agitatoren. Simonsen notiert über seine Agitationsbemühungen in Toestorf: „Hielt ich meinen Klassengenossen die schlechte Entlohnung vor Augen, und wie wir unsere Lebenslage verbessern konnten, durch Eintreten in die gewerkschaftliche Organisation, so waren sie einerseits mit mir einverstanden, jedoch andererseits wollten sie am liebsten bei ihrem Gutsherrn 'Liebkind' bleiben. Würde ihr Herr etwa von ihrem Vorhaben erfahren, daß sie sich erdreisten möchten, bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen durch eine gewerkschaftliche Organisation zu fordern, würden sie ihre Arbeitsstätte, wo sie schon eine ganze Reihe von Jahren zur vollen Zufriedenheit ihrer Gutsherrn gearbeitet hätten, verlassen müssen. Einige hatten noch auf keiner anderen Stelle gearbeitet wie dort auf dem Gute; sie kannten die Welt in ihren tausendfachen Farben nicht. Man konnte gerne den Leuten das Blaue vom Himmel herunterpredigen, so hatten sie für unsere Sache kein Verständnis. Ja, man sollte sich vor einigen sogar in Acht nehmen, denn bei der ersten besten Gelegenheit war der „Olle“, obgleich er noch ein junger Mann (war), von allem unterrichtet.“

Zuweilen jedoch wurde Simonsen für seine Hartnäckigkeit belohnt, die anderen hielten zu ihm. So war es wohl ihm zu verdanken, daß der SPD-Kandidat Peter Michelsen bei der Reichstagswahl 1912 im Wahlbezirk Toestorf 17 Stimmen erhielt. Im Wahlkampf war Simonsen äußerst mutig aufgetreten und z. B. auf einer von der liberalen Volkspartei anberaumten Wählerversammlung (zur Stichwahl hatten sich alle bürgerlichen Parteien auf den Volksparteiler Leute verständigt, der dann auch siegreich blieb) seine Meinung vertreten. Auch der anschließende Konflikt mit seinem Arbeitgeber wurde zu einem wahren Triumphzug. Simonsen war nicht bereit nachzugeben und kündigte im Anschluß an die wortreiche Auseinandersetzung sogar seine Stelle, da er nicht gewillt war, sich vorschreiben zu lassen, wie er politisch zu denken und zu handeln habe. Schließlich ließ ihn sein Dienstherr durch den Gutsverwalter zum Bleiben auffordern und versüßte ihm sein neuerliches Angebot sogar noch durch eine Lohnerhöhung von 30 Pfennig pro Tag.

Weitere Stationen in Gammelby und Hargesby

Im Jahr darauf nahm Simonsen Stellung als Melker auf dem Hof

Gammelbygaard. Hier erging es ihm anscheinend wesentlich besser. Er wurde gut behandelt und erhielt auch einen angemessenen Lohn, den er auf 1655.80 Mark bezifferte (Bar- und Naturalentlohnung). Dies war zunächst eine gewaltige Summe, doch nach den Umrechnungen ergab sich wieder das altgewohnte Bild.

„Sonn- und Feiertagsarbeit wurden nicht extra gezahlt. So verblieben tatsächlich nur 1183.30 Mark.“ Da Frau und Kinder unentgeltlich mitarbeiten mußten, teilte er diese Summe durch drei Teile und kam dabei auf 600 Mark für sich, 400 Mark für seine Frau und 183,30 Mark für die Kinder. Bei dreihundert Arbeitstagen und einer 15 bis 16 stündigen Arbeitszeit betrug der Tagesverdienst wiederum nur 2 Mark, ein Stundenlohn von ca. 13 1/3 Pfennig. Den Verdienst seiner Frau bezifferte er bei durchschnittlich zwölfstündiger Arbeitszeit auf 1,33 Mark pro Tag oder 11 Pfennig die Stunde.

Trotz dieser doch wieder nur niedrigen Bezahlung gibt er freimütig zu, daß es ihm auf dieser Stelle so gut wie nie zuvor gegangen war. Da er seiner Familie die harte Arbeit jedoch aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr zumuten wollte, kündigte er zum Jahresende. Zudem hatte der Gutsbesitzer von ihm verlangt, seine Kinder an einer anderen Schule unterzubringen, da er nicht gewillt sei, für die Kinder eines Landarbeiters drei Mark Schulgeld zu bezahlen.

Über Schwensby kam Simonsen nach Hargesby, wo er hoffte, seine schlechte Lebenslage wesentlich ausbessern zu können. Dies schien auch zunächst zu gelingen. „Wir wurden dort wie noch auf keiner anderen vorher gehabten Dienststelle empfangen. Es gab schönes Essen und Trinken für meine Familie, ja ein würdiger Empfang wurde uns auf dem neuen Besitz, auf unserer neuen Arbeitsstelle zuteil. Meine Arbeitgeberin war die reine Gültigkeit selber, es schien uns, wir wären in eine neue Welt gekommen.“

Die Familie genoß die neuen Vergünstigungen. Für Feuerung brauchte Simonsen nicht zu sorgen, Holz war genug vorhanden. Auch mit der Milch wurde es nicht so genau genommen, er konnte sich so viel nehmen, wie er brauchte. Das Brotmehl erhielt er für 10 Pfennig das Pfund und konnte überdies noch den Ofen mitbenutzen. Ja er fand hier sogar noch Zeit, sich nach getaner Arbeit mit theoretischen Studien zu beschäftigen. So schrieb er u.a. in Hargesby einen kleinen Aufsatz nieder: „Entwicklungsstufen des Wirtschaftslebens. Betrachtungen eines Landarbeiters.“

Die gute Behandlung konnte allerdings den nur mäßigen Verdienst nicht wettmachen. Erschwerend kam hinzu, daß er nunmehr auch die

Folgen des Weltkrieges zu spüren bekam. Er erhielt ein Grundgehalt von 85 Mark im Monat, zusätzlich einen prozentualen Anteil für jeden gelieferten Liter Milch von einem viertel Pfennig und andere Naturalien. War die Arbeit so schon kaum allein zu schaffen, gab es bald kein Krafffutter für die Kühe mehr, so daß diese immer weniger Milch gaben. Auch die Schweinemast mußte eingestellt werden. Schon bald wurde ihm klar, daß er jedes Jahr runde 400 Mark würde zusetzen müssen. Dies war eine Summe, die er nicht akzeptieren wollte. Um durchzukommen, vor allen Dingen aber, um seine Familie nicht zu sehr durch Mitarbeit zu belasten, war er gezwungen, mehr zu verdienen.

In Ülsby - vor und während der Revolution 1918/19

Seine letzte Stellung trat Simonsen in Uelsby an. Ähnlich wie schon zuvor, gelang es ihm, sich für die neue Stelle als Melker „reklamieren“ zu lassen, um seiner Einberufung in den Krieg zu entgehen.

Jedoch war dies ein schlechter Tausch gegenüber dem, was er zuvor in den beiden letzten Jahren erfahren und erlebt hatte. In Ülsby wartete eine Wohnung, die „jeder Beschreibung spottete. Die Tapeten waren so schwarz wie der Ofen, und all- morgens hingen die Fetzen herunter“. Seiner Frau war es zum Teil nicht möglich, auf dem völlig desolaten Herd die Mittagsmahlzeit zuzubereiten, und überall wimmelte es von Spinnen, Mäusen und „anderen Haustieren.“ Es war „kurz und gut mitunter nicht zum Aushalten.“

Immerhin jedoch wurde er zufriedenstellend mit 125 Mark pro Monat und zusätzlichen Naturalien entlohnt, mußte jedoch auch hart arbeiten. Dafür schikanierte ihn sein Arbeitgeber, wo er nur konnte. „Ebenfalls gegen die russischen Gefangenen war er stets unvernünftig, forderte viel mehr Arbeit von ihnen, wie sie eigentlich leisten konnten.

Darüber hinaus schien der Arbeitgeber am Krieg „prächtig zu verdienen.“ Als im Sommer eine Ernte bisher ungekannten Ausmaßes in die Scheunen eingebracht war, wollte er sofort „alles zu Geld machen“ und forderte hierfür deutlich überhöhte Preise. Die Verkäufe wurden sogar heimlich geregelt, da er sich vor seinen Arbeitern fürchtete, die nach wie vor schlecht behandelt und zum Teil noch nicht einmal richtig beköstigt wurden. Und dies, so Simonsen. obwohl auf dem Hof genügend Vieh geschlachtet wurde - „schwarz geschlachtet,“ wie er zu Recht vermutete.

„Einen Winter ließen die Leute auf dem Hofe sich diese Abendbeköstigung gefallen. So setzten sie sich zur Wehr, und die Folge war, es gab

dann abends eine dünne Milchsuppe.“

Simonsen erlitt weitere persönliche Demütigungen. Als seine Frau erkrankte, wurde ihm jegliche Hilfe versagt, auch Vergünstigungen bei der Konfirmation seines Sohnes gab es nicht. In dieser Situation kam der 9. November 1918, die Revolution war da, und „mein Arbeitgeber wurde, wie so viele seiner Klassengenossen kleinlaut, sie riskierten nicht mehr den großen Ton, wie sie es vorher gemacht hatten. Aber auch in den Arbeitern kam ein neuer Geist, allgemein fing man an, die alten Fesseln zu lösen, und stellenweise schüttelte man sie ganz ab. In seinen „Betrachtungen über Uelsby und Umgebung“ stellt Simonsen dar, daß nicht nur er allein so demütigend behandelt worden war. Einem Melker wurden Kartoffeln zu deutlich überhöhten Preisen verkauft und diese dann im weiteren Verlauf des Jahres ständig noch weiter erhöht. Ebenso war es den kleinen Leuten unmöglich, bei den Arbeitgebern auch nur etwas Vollmilch für die Kinder zu erhalten. Immer wieder wurden sie an die Meierei verwiesen, wo sie dann höhere Preise zahlen mußten. Bei Streitigkeiten zögerten die Bauern nicht, ihre Arbeiter einfach an die Luft zu setzen. Da in der Zwischenzeit genügend Arbeitskräfte vorhanden waren, war das Angebot größer als die Nachfrage, und der betreffende Knecht konnte nirgendwo mehr Unterkommen.

Immer noch voller Zorn und unversöhnt schrieb Simonsen fünf Jahre später den Ülsbyer Bauern folgende Worte ins „Stammbuch“: „Ihr Bauern hier in Ülsby, ihr habt lange genug hier eine Schreckensherrschaft geführt, wie viele Arbeiter, wie viele aufrichtige Menschen habt ihr ins Elend gestützt.... Ihr habt sie (!) nur Knüppel zwischen die Beine geworfen und ihr karges Los nach allen Richtungen erschwert, und wenn ihr die Leute sonst nicht los werden konntet, so habt ihr durch Lug und Trug dafür gesorgt, daß sie nach dem Armenhause kamen.“

Unmittelbar nachdem die Verfügung zur Gründung von Arbeiter- und Bauernräten veröffentlicht war, gelangten die revolutionären Neuerungen auch nach Ülsby - vorübergehend, wie Simonsen betont. Zum ersten Mal fand eine sozialdemokratische Versammlung statt, auf der leidenschaftlich diskutiert wurde. Last alle Einwohner waren anwesend, Arbeiter, Kleinbauern, der Lehrer und der Arzt des Ortes. Simonsen wurde als Arbeiter in den Arbeiter- und Bauernrat gewählt und vierzehn Tage später in den Vollzugsausschuß für den Amtsbezirk und den Kreis Schleswig. Eine Anfrage auf Mitgliedschaft in den „Obersten Bauernrat“ der Provinz Schleswig-Holstein mußte er ablehnen, da er

wieder zurück nach Llensburg wollte.

Die Revolution jedoch hatte in den Dörfern nichts grundlegend verändern können. Schon nach kurzer Zeit waren die alten Machtstrukturen wieder hergestellt. Die Revolution fand nicht statt, und Simonsen spürte im April 1919, daß ihn seine „alten Leinde“ aus dem Dorf entfernen wollten, weil er sich zu weit vorgewagt hatte und lästig geworden war. Sein ursprüngliches Vorhaben, in allen größeren Orten des Kreises Ortsgruppen des Landarbeiterverbandes und der Sozialdemokratie zu gründen, konnte er nicht mehr verwirklichen. Er hatte keine Wohnung mehr in Ülsby, und auch die Bemühungen über den Gemeindevorsteher, Landrat und Regierungspräsidenten blieben erfolglos. Außerdem war ihm das Gerücht zu Ohren gekommen, daß ihm die „Großagrariere“ auch bei Erhalt einer Wohnung nicht mehr als Arbeiter beschäftigen wollten. So nahm er schließlich das Angebot seines Vaters an, zurück nach Harrisleefeld, in seine alte Heimat zu kommen. Seine Gedanken zur neuen Republik legte Simonsen in einer kleinen Abhandlung nieder - offenbar geht dies zurück auf das Manuskript einer Rede zum Tag der Arbeit in Harrisleefeld. Hier geht er u.a. auf die Errungenschaften der Revolution ein, betont aber zugleich, daß es noch viel zu tun gäbe. Ziel sei die „Überwindung des Kapitalismus. Mit ihm wird der persönliche Egoismus, und mit diesem die Übel, unter denen wir heute leiden, verschwinden. Die Menschen werden dann besser sein, weil die Wurzel aller bösen Triebe, das kapitalistische System, beseitigt ist. Um diesem Ziel schneller näher zu kommen, gibt es für die Arbeiterklasse nur eins: Seid alle einig!“

Zugleich stellte er sieben Forderungen auf, die in naher Zukunft erfüllt werden müßten. Zu den wichtigsten gehörte dabei, unter dem Eindruck des Kapp-Putsches im März 1920, diejenige nach der Festigung der Verfassung „gegen jeden Putsch von rechts und links.“

Weiterhin plädierte er für

- „Überführung aller hierzu geeigneten Betriebe in die öffentliche Verwaltung der Reichs-, Landes- oder Gemeindedemokratie,
- planmäßige Regelung der gesamten Wirtschaft durch öffentliche Körperschaften demokratischer Selbstverwaltung, zielbewußter Fortschritt zum Sozialismus,
- Hebung der landwirtschaftlichen Erträge durch Siedlung, Steigerung der Produktion und Ausfuhr, um vom Ausland Lebensmittel zu erhalten, rücksichtslose Bekämpfung des Schiebertums,
- Angleichung der Löhne, Gehälter und Renten an die gesteigerten

Kosten der Lebenshaltung,

- ausreichend Sorge für Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene.“

7. Zurück in Harrisleefeld

Der Umzug nach Harrisleefeld erfolgte am 3. Mai 1919. Gerne hätte sich Simonsen eine kleine Katenstelle gekauft, denn zur Arbeit in der Fabrik verspürte er keine Lust mehr. Kaum zurück, wurde er wieder in der Partei und in der Gemeinde aktiv. Als stellvertretender Gemeindevorsitzender wurde er in den Steuerausschuß des Kreises Flensburg delegiert, wo er als einziger Arbeiter zwischen den großen Hofbesitzern saß. Es waren dies genau die gleichen Männer, die schon zuvor die eigentliche Macht im Landkreis verkörperten, darunter auch sein alter Arbeitgeber aus Ausacker, Peter Jensen. Simonsen war an der Gründung eines Gartenbauvereins mitbeteiligt und verhalf so zahlreichen Arbeitern zu einem Stückchen Land, auf dem sie für den persönlichen Lebensunterhalt Obst und Gemüse anbauen konnten. In der Folgezeit wurden der Verein und sein eigener kleiner Garten zum Mittelpunkt seines Lebens.

Im sozialdemokratischen Ortsverein wurde er Kassierer, zählte mit zu den Gründungsmitgliedern der Arbeiterjugend in Harrisleefeld. An das Erwerbsleben aber fand er anscheinend nicht mehr richtig Anschluß. Er schlug sich mehr oder weniger durch, mal als Arbeiter in der Ziegelei, dann bei Wald- und Wegearbeiten, im Hochbau. Immerhin, so schreibt er nicht ohne Befriedigung, „ist es doch nicht so weit gekommen, daß die Arbeitgeber mich auf ihren schwarzen Listen hatten.“ Die Aufzeichnungen enden im Jahre 1925, dem Jahr, in dem Simonsen nicht nur Silberhochzeit, sondern zugleich auch seine fünfundzwanzigjährige Mitgliedschaft in der Sozialdemokratie feiern konnte. Über sein weiteres Leben erfährt man nur noch wenig. Er zog sich mehr und mehr zurück, beschränkte sich aufs Schreiben plattdeutscher Gedichte und Erzählungen. Mag sein, daß er die junge Generation nicht mehr verstand. Eine Abhandlung über den neuen Typus des Gewerkschaftssekretärs läßt dies zumindest vermuten. In diesem kleinen Aufsatz verherrlicht er die „alten Zeiten“ und tituliert die nachfolgende Generation als „Gewerkschaftsbonzen.“ Für sich selbst nahm er in Anspruch, stets für die Arbeiterbewegung gekämpft, gelitten und auf Familienleben und Familienglück verzichtet zu haben, gehaßt von andersdenkenden Kollegen und Arbeitgebern. Er konnte „den Geist der neuen Zeit nicht verstehen,“ und warf den Jüngeren verbittert vor, aus Be-

quemlichkeit und Unwissenheit die Ziele des Sozialismus zu verraten. Dennoch verfolgte er das Geschehen der Zeit mit großer Aufmerksamkeit, so die Ereignisse bei der Volksabstimmung über das Fürstenvermögen. In ständiger Auseinandersetzung befand er sich überdies mit den örtlichen Leitern der dänischen Minderheit, wie ein Aufsatz über die Gründung der dänischen Schule in Harrislee (1921) zeigt. Leider aber fehlen Aufzeichnungen über die Jahre der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.

Nach 1945 soll sich Simonsen der Flensburger SPF angeschlossen haben, wie so viele seiner ehemaligen Parteigenossen, die Hunger litten und von der Arroganz der Sozialdemokratie gegenüber der Grenzlandproblematik abgestoßen wurden. Simonsen starb 1954 im hohen Alter von 77 Jahren in seinem kleinen Haus in Harrisleefeld.

ANMERKUNGEN:

Für die Zwecke des Vortrages und der hier vorgestellten biographischen Skizze sind Fußnoten und ausführliche bibliographische Angaben entbehrlich.

Benutzte Quellen und Literatur:

LAS 309, Nr. 441 - 448 und Nr.

12521 - 12539 Kreisarchiv

Schleswig-Flensburg:

Volksblatt für Angeln (1896 - 1899):

Protokolle des Angeler landwirtschaftlichen Vereins Flensburger Volkszeitung, Jg. 1911 bis 1914

Jahresberichte der Landwirtschaftskammer f. d. Provinz Schleswig-Holstein (1899 - 1912) Ergebnisse der Volks-, Berufs- und Betriebszählung 1907

A. Grunenberg. Die Landarbeiter in den Provinzen Schleswig-Holstein und Hannover östlich der Weser..., Tübingen 1899

Alfred Wübbena, über die Arbeiterverhältnisse in der Provinz Schleswig-Holstein. Nach den Berichten der landwirtschaftlichen Kreis- und Bezirksvereine, Kiel 1900 Franz Rehbein, Das Leben eines Landarbeiters (unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1911, hg. von Holger Rüdell), Hamburg 1985

Rainer Paetau, Konfrontation und Kooperation. Arbeiterbewegung und bürgerliche Gesellschaft im ländlichen Schleswig-Holstein und in der Industriestadt Kiel zwischen 1900 und 1925, Neumünster 1988

Rainer Paetau, Holger Rüdell, (Hg.). Arbeiter und Arbeiterbewegung in

Schleswig-Holstein im 19. und 20. Jahrhundert, Neumünster 1987
Ausführliche Angaben in meiner demnächst vorliegenden Untersuchung über die Sozialdemokratie in Stadt und Landkreis Flensburg zwischen 1890 und 1914.

Kurt Hamer †

In den ersten Tagen dieses Jahres starb in Nortorf unser Freund Kurt Hamer. Viele Bürgerinnen und Bürger im Lande kennen ihn von seiner Arbeit als Abgeordneter und langjähriger Vizepräsident des Schleswig-Holsteinischen Landtages. Wer ihm begegnete, erlebte einen Mann mit wahrhaft demokratischen Tugenden. Für seine eigenen, auf sozialdemokratischem Gedankengut basierenden Überzeugungen setzte er sich geduldig und nachdrücklich ein; aber er respektierte auch die Auffassungen anderer. Niemand konnte Fairneß in der politischen Auseinandersetzung glaubwürdiger vertreten als er. Und so war auch keiner besser geeignet als er, das Amt des Grenzlandbeauftragten des Ministerpräsidenten zu übernehmen, nachdem er 1988 für den Landtag nicht mehr kandidiert hatte. Hier im Grenzland, wo es darum ging, den verschiedenen Gruppierungen der Minderheiten und Mehrheiten die Politik der Landesregierung zu verdeutlichen und umgekehrt deren Argumente und Interessen in Kiel vorzutragen, hier wurde ein Mann gebraucht, der zuhören konnte, der andere Meinungen wog und prüfte, ehe er sie annahm oder verwarf, der jeden Gesprächspartner ernstnahm und sein Vertrauen gewann, auch wenn er ganz anders dachte. Hier wurde ein Mann gebraucht, der Gegensätze ausgleichen konnte, ohne die Positionen zu verwässern, auf den Deutsche und Dänen sich in gleicher Weise verlassen konnten, ein Mann, der es verstand, alle Beteiligten auf sein Ziel hin, die weitere und endgültige Befriedung des Grenzlandes, auszurichten. Kein Wunder, daß beide Seiten und auch die Friesen an der Westküste ihn als einen verlorenen Freund betrauern. Er war wirklich unser aller Freund. Wir sollten seine Gedanken über das friedliche Zusammenleben von Menschen verschiedener Völker und Kulturen, von Minderheiten und Mehrheiten, nicht vergessen, sondern als sein Vermächtnis in unserer Arbeit fruchtbar werden lassen.

Artur Thomsen

Vor einhundert Jahren ...

Gründung des sozialdemokratischen Ortsvereins in Flensburg

Drei Monate nach dem Auslauf des unseligen Gesetzes gegen die „gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“, am 9. Februar 1891, wurde der sozialdemokratische Ortsverein in Flensburg gegründet. Die bürgerlichen Zeitungen brachten wenig später eine kurze Meldung über die

Gründungsversammlung mit folgendem Wortlaut:

Nach dem, was das sozialdemokratische Organ für die Herzogtümer mitteilt, wurde in einer kürzlich einberufenen Versammlung ein sozialdemokratischer Verein gegründet, der den Namen „Allgemeiner Arbeiterverein für Flensburg und Umgebung“ hat. Der Verein hat zur Zeit 130 Mitglieder. Als Vorsitzender wurde ein Herr Hering gewählt.

Natürlich ist die politische Arbeiterbewegung älter. Schon 1868/69 kamen die ersten Sozialisten in die Stadt und gründeten einen ersten Arbeiterverein, der aber schon kurze Zeit später verboten wurde. Auf weitere Neugründungen in den siebziger Jahren als sogenannte Wählervereine folgten immer wieder Verbote der Polizeibehörden. Trotz offenkundiger Schikanen, persönlicher Denunzierungen und Verfolgungen stimmten schon zur Reichstagswahl 1874 über 500 Flensburger Arbeiter für ihren Kandidaten Wilhelm Hasenclever.

Die Bewegung stand unter der Führung des 1903 in den Reichstag gewählten Schneiders Heinrich Mahlke und hatte 1878 53 Mitglieder im sozialdemokratischen Volksverein organisiert. Daneben gab es weitere Vereine und gewerkschaftliche Zahlstellen. Das Sozialistengesetz setzte einen Schlußstrich unter die ersten Jahre der politischen Arbeiterbewegung in der Stadt. Es dauerte aber nur wenige Jahre bis auch das bürgerliche Flensburg merkte, daß die Sozialdemokratie nicht, wie erhofft, am Boden zerstört war. Man organisierte sich in geheimen Zirkeln oder unpolitischen Sängervereinen oder örtlichen Krankenkassen, um die Bewegung über die Zeit zu retten. Ende der achtziger Jahre entstanden die gewerkschaftlichen Fachvereine wieder. 1890 erhielt Heinrich Mahlke erstmals bei den Reichstagswahlen die Stimmenmehrheit in der Stadt. 1895 waren über 2.000 Arbeiter im Arbeiterverein und den Gewerkschaften organisiert.

Flensburg wandelte sich jedoch nur langsam zu einer wirklichen Industriestadt, so daß auch der sozialdemokratische Ortsverein nur langsam zunahm. Zudem stand ihm mit dem evangelischen Flensburger Arbeiterbund ein wirksamer Konkurrent gegenüber, der sich der offenkundigen Sympathien der Arbeitgeber und des Rathauses erfreute. Die Verfolgungen und persönlichen Demütigungen hatten nicht aufgehört, und manch einer wird sich angesichts dessen eine Mitgliedschaft wohl überlegt haben. Vielfach wurden Parteimitglieder schon bei kleinsten Vergehen drakonisch bestraft. Auch die Arbeitgeber waren schnell bereit, die auffälligen Agitatoren auf die „Schwarzen Listen“ zu setzen und zu entlassen. 1903 wurden 600 Mitglieder gezählt, 1913 aber waren es schon 1.855 Mitglieder. Zu den herausragenden Führern zählten neben Mahlke und August Hering Männer wie Peter Michelsen, Waldemar Sörensen, Ernst Ehrfurt oder der langjährige Sekretär des Allgemeinen Deutschen Schneiderverbandes, Friedrich Holzhäuser.

Matthias Schartl

Wechsel in der Geschäftsführung des Grenzfriedensbundes

Mit Ablauf des Jahres 1990 ist Walter Harenberg als Geschäftsführer des Grenzfriedensbundes ausgeschieden. Fast 10 Jahre lang hat er diese Arbeit getan; und als er sie 1981 begann, hatte er nach dem plötzlichen Tod seines Vorgängers Hans Olland gewiß einen schweren Anfang. Er fand sich jedoch schnell zurecht und leitete dann Jahr für Jahr umsichtig und zuverlässig unsere Geschäftsstelle. Jetzt, im Alter von 76 Jahren, hat er jedoch endgültig den Wunsch, mehr Zeit für das Private, für die Familie u.a. zu haben. Wer hätte dafür kein Verständnis?! Der Grenzfriedensbund schuldet ihm großen Dank. In der Mitgliederversammlung in Bredstedt am 04. Mai wird er in den neuen Ruhestand verabschiedet werden.

Als seine Nachfolgerin hat der Vorstand mit Beginn des Jahres 1991

Frau Ingrid Schumann, Flensburg,

bestellt. Sie hat sich schon gut eingearbeitet und mit den meisten Vorgängen vertraut gemacht. Frau Schumann wird sich in Bredstedt den Mitgliedern vorstellen.

Artur Thomsen

Dänische Kirchen-Einweihung in Husum

Im Rahmen eines Festgottesdienstes wurde am Sonntag, dem 10. Februar, die neue Kirche der dänischen Kirchengemeinde Husum eingeweiht.

Die Kirche ist ein großzügiges Geschenk des dänischen A.P. Møller-Fonds, der ca. 1,2 Millionen DM für den Bau bereitstellte. Ursprünglich wollte die Kirchengemeinde ein altes Stallgebäude für diesen Zweck umbauen, aber das Projekt erwies sich als nicht realisierbar.

Die neue Kirche bietet etwa 100 Personen Platz. Sie wurde von dem dänischen Architekten Alan Havsteen-Mikkelsen erbaut und zeichnet sich durch eine klare Formgebung aus. Das Gebäude fügt sich harmonisch in das Gesamtbild an der Husumer dänischen Schule ein. An dieser Stelle entstand auch 1985 ein neues dänisches Pastorat.

Die dänische Kirchengemeinde Husum verfügte bisher über keinen eigenen Raum. Seit 1950 benutzte sie die Husumer Klosterkirche für ihre Gottesdienste.

Südschleswiger Pressedienst 30.01.1991

Gegen Inhalt und Geist der Landesverfassung

SSW lädt ein zu Gesprächen mit kommunalen Vertretern über Bezuschussung der

dänischen Aktivitäten

Der Südschleswigsche Wählerverband (SSW) wird demnächst seine Gespräche mit kommunalen Vertretern aus dem Landesteil Schleswig wieder aufnehmen. Dabei wird es um die finanzielle Förderung der Aktivitäten der dänischen Volksgruppe von seiten der Kommunen gehen. Der SSW stützt sich dabei auf die neue schleswig-holsteinische Landesverfassung, worin der Volksgruppe die Unterstützung nicht nur des Landes, sondern auch der Kreise und Gemeinden zugesichert wird.

An den Gesprächen, die im Kreis Nordfriesland beginnen sollen, werden sich auch Vertreter anderer Organisationen und Einrichtungen der Volksgruppe beteiligen. Der verstorbene Beauftragte des Ministerpräsidenten für Minderheitenfragen, Kurt Hamer, hatte sich seinerzeit bereit erklärt, bei diesen Gesprächen mitzuwirken. An seiner Stelle wird der SPD-Fraktionschef Gerd Börnsen wahrscheinlich diese Aufgabe übernehmen. Auch der inzwischen zurückgetretene CDU-Fraktionschef Heiko Hoffmann war bereit, an den Gesprächen teilzunehmen.

Indirekter Anlaß für die neuen Gespräche ist ein Vorfall in der Gemeinde Lindewitt (Kreis Schleswig-Flensburg). Hier hatte sich die Gemeindevertretung gegen die Stimmen der beiden SSW-Vertreter vor einigen Tagen geweigert, einen Zuschuß für neun Kinder, die den dänischen Kindergarten in der Nachbargemeinde Großenwiehe besuchen, zu leisten. Der Dänische Schulverein hatte um den gleichen Zuschuß gebeten, der für den Kindergartenbesuch deutscher Kinder gewährt wird.

Sowohl der Bürgermeister der Gemeinde als auch der Finanzausschußvorsitzende begründeten ihre abschlägige Haltung damit, es gäbe noch freie Plätze für diese Kinder im deutschen Kindergarten.

Von seiten des SSW wurde argumentiert, die Gemeindevertretung verstoße mit ihrem Beschluß gegen Inhalt und Geist der schleswig-holsteinischen Landesverfassung. Insgesamt gab es in den letzten Monaten drei Vorfälle dieser Art. In den Kreisen und Gemeinden werden Aktivitäten der Volksgruppe als sogenannte freiwillige Leistungen bezuschußt. Die Volksgruppe wünscht eine Gleichstellung mit den entsprechenden deutschen Aktivitäten, was vielerorts noch nicht erreicht ist.

Südschleswigscher Pressedienst
01.03.1991

Hundertste Einzelschrift aus dem Nordfriisk Instituut

Eine kleine, aber feine nordfriesische Bibliothek

Sprache, Geschichte und Landeskunde Nordfrieslands sind die Hauptthemen des Nordfriisk Instituut in Bredstedt. Am sichtbarsten wird das in seinen Veröffentlichungen. Einhundert Bücher und Schriften wurden seit 1965 mit einer Institutsnummer versehen.

Die Nummer 1 war Johan Redlef Volquardsens „Der Brunottenkoog in der Wiedingharde“. Ihm folgten friesische Wörter-, Lese-, Kinder-, Lieder- und Lehrbücher, Arbeiten zur geschichtlichen Entwicklung Nordfrieslands und zur Geschichte einzelner Landschaften, Inseln und Dörfer – und vielem mehr. Eine plattdeutschfriesische Ausgabe der Erzählung „Dat swarte peerd – di suurte hängt“ von Lauritz Thamsen (Nordfriisk Instituut Nr. 8), ein „Bestseller“ im Programm, und die Gedichtsammlung „Fuar di min hart heer slain“ von Jens Mungard (Nr. 78) sind nur zwei Beispiele nordfriesischer Literatur aus dem Institutsverlag. Zwei besonders wichtige von vielen Publikationen zur Geschichte sind „Der frühe Deichbau in Nordfriesland“ von Hans Joachim Kühn und Albert Panten (Nr. 94) und die sieben Bände der „Werke zur Geschichte Nordfrieslands und Dithmarschens“ von Peter Sax (Nr. 74 a-g).

Das von Anke Joldrichsen erarbeitete Gesamtinhaltsverzeichnis des Nordfriesischen Jahrbuchs, das dessen seit 1965 erschienene Neue Folge erschließt, trägt die Nr. 100. Es ist für 7.50 DM im Buchhandel erhältlich.

Neben dem Jahrbuch erscheinen im Verlag des Instituts: Die Vierteljahresschrift „Nordfriesland“ – Kultur-Wirtschaft-Politik, der nordfriesische Fotokalender „Jarling“ und die Baupflege-Zeitschrift „Der Maueranker“. Von diesen Periodika sind bisher insgesamt 146 Ausgaben herausgekommen.

Zum Programm gehören schließlich fünf Schriftenreihen: In den „Studien und Materialien“ erscheinen wissenschaftliche Abhandlungen und Dokumentationen zu nordfriesischen Themen; in der „Friisk Komeedibibleteek“ werden Theaterstücke in nordfriesischer Sprache herausgebracht; die „Schriften der Interessengemeinschaft Baupflege“ enthalten populäre Darstellungen und Bildbände; die „NF-Reprints“ sind Nachdrucke von älteren bedeutenden Werken über Nordfriesland; in der jüngsten Reihe „Nordfriesische Lebensläufe“ schließlich sind Lebensbeschreibungen über und Lebenserinnerungen von Nordfriesen zu finden.

Alles in allem sind im Verlag des Nordfriisk Instituut bis zum Ende des Jahres 1990, dem Jahr seines 25jährigen Bestehens, nicht weniger als 283 Veröffentlichungen erschienen. Wer alles komplett besitzt, kann eine kleine, aber feine nordfriesische Spezialbibliothek sein eigen nennen. Für 1991 ist neben den Ausgaben der regelmäßigen Veröffentlichungen wiederum eine Reihe von Büchern und Schriften geplant, so daß im Laufe des Jahres die 300ste

Veröffentlichung des Instituts zu erwarten ist.

Pressedienst des Nordfriisk Instituut

13.02.91